18/1987 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Erdnuß mit Stäbchen

Die Drei-Backofen-Reise am Changjiang

Russischer Tizian in Berlin

1922: Erstmals sowjetische Kunst Unter den Linden

Salut, Aurora!

FW erlebte die Rückkehr des Flaggschiffs der Revolution

Literarische Reisereportage
Über die Brücke und an den Fluß, den Changjiang, gelangen unsere China-Reisenden **Seite 4**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Sport
Der unwiederholbare Auftritt der Larissa P. **Seite 16**

Kunstgeschichtliches
1. Russische Kunstausstellung in Berlin 1922 **Seite 20**

Wissenschaft
Auf ein Wort, Herr Professor: Entscheidungshilfe per Computer **Seite 24**

Serie
Aufstieg zum Dach der Welt **Seite 26**

Szenen aus der Geschichte Berlins
Warmer Regen **Seite 28**

Impressionen
Vörösmarty-Kaffeezeit. Beschreibung eines Platzes in Budapest **Seite 30**

Film
Wirren um Iwan in der preisgekrönten sowjetischen Komödie „Der Bote" **Seite 32**

Erzählung
Iwan Bunin: Russja **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Der Zauberer Hottab" **Seite 40**

Wirtschaft
Hubschrauber im Forsteinsatz.
Gedanken zum Zukunftsauto **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Aktueller Bericht
Leningrad feierte die Rückkehr der „Aurora" **Seite 46**

Naturschutz
Pflanzen am Polarkreis **Seite 50**

RGW
Bulgarische Walzwerker trainieren in Hennigsdorf **Seite 54**

Titelfoto:
Am Kai der Roten Flotte in Leningrad fotografierte Lothar Willmann

Redaktionsschluß für dieses Heft: 24. 8. 1987

Nelson und seine Freunde

Schon in der Schule, das ist verbürgt, hatte man Nelson Mandela einzupauken versucht, Helden seien grundsätzlich Weiße, Schwarze indes allesamt Wilde und Viehdiebe. So also sah's aus mit der Gerechtigkeit im Lande seiner Väter. Dieses Südafrika der Apartheid wurde für Mandela, den Häuptlingssohn vom Tembu-Stamm aus der Transkei, zur Herausforderung seines Lebens. Er studierte die Rechte und schloß sich dem ANC an, der Befreiungsorganisation seines Volkes. Bald war er einer ihrer führenden Vertreter. Weder wiederholte Verhaftungen, Prozesse, Gefängnisstrafen noch die Belegung mit dem Bann konnten den engagierten Rechtsanwalt hindern, den Kampf fortzusetzen. Nach dem Verbot des ANC ging auch er 1960 in den Untergrund, wurde der erste Kommandeur der 1961 geschaffenen militärischen Organisation des ANC „Umkhonto we Sizwe" (Speer der Nation). Am 5. August 1962 fiel er in die Hände der Polizei. Seitdem sitzt er hinter Kerkermauern. Seit 25 Jahren. Sein Name wurde weltweit zum Symbol für den ungebrochenen Freiheitswillen der unterdrückten schwarzen Mehrheit seines Volkes. Und Freunde hat dieser mutige Mann von Kapstadt (Foto oben) bis nach Grönland. Auch in Neubrandenburg. In der mecklenburgischen Bezirksstadt entsteht „Sechaba" (Volk), das offizielle Organ des ANC, des Afrikanischen Nationalkongresses von Südafrika. Ein internationalistischer Auftrag für die Mitarbeiter der Druckerei „Erich Weinert", die mit nicht geringem Stolz darauf verweisen, daß ihr traditionsreicher Betrieb seit geraumer Zeit im Impressum von „Sechaba" genannt wird, deren erste Ausgabe vor über 20 Jahren, im Januar '67, erschien. Finanziert werden die Material-, Druck- und Versandkosten dieser Monatszeitschrift der Befreiungsorganisation vom Verband der Journalisten gemeinsam mit dem Solidaritätskomitee der DDR. „Sechaba", Sprachrohr des Volkes von Südafrika, angesehene Stimme des ANC in der internationalen Arena, in den Büchereien der gesamten Welt zu finden, wird in über 60 Länder der Erde geschickt und in Südafrika illegal vertrieben. Also kommt es auch darauf an, die Zeitung gut zu verpakken, da sie bisweilen auf ungewöhnliche Weise ihren Bestimmungsort erreicht. Und verpackt wird „Sechaba" in der Erich-Weinert-Druckerei von der 13 Mitglieder starken Buchbinderbrigade (10 Frauen/3 Männer), in der oft über Südafrika, über Todeszellen und Folter, über Kinder in Gefängnissen gesprochen wird. Eine Wandzeitung im hellen Arbeitsraum ruft – tausende Kilometer vom Hochsicherheits-Gefängnis Poolsmoor bei Kapstadt entfernt – zur Freiheit für Nelson Mandela auf. Und über den Köpfen aller, von allen zu sehen, hängt von der Decke eine liebevoll gestaltete Schautafel, die an ein für Südafrika wichtiges Ereignis erinnert: 75 Jahre ANC. Dessen gerechten Kampf zu unterstützen, das ist für die Frauen und Männer um Erika Schmidt, die schlanke, freundliche Brigadierin, die normalste Sache der Welt. Ihr sorgsamer Umgang mit „Sechaba" ist dabei nur die eine Seite. Sie spenden Geld, gestalten Wandzeitungen über Süd-

afrika, haben sich auch schon über „Radio Berlin International“ zu Wort gemeldet. Und sie haben Karten nach Südafrika geschrieben mit der Forderung nach Freiheit für Mandela, haben Briefe direkt an ihn gesandt, in der Hoffnung, daß er sie auch erhält. Sie haben von ihrem Leben erzählt, von ihrer Arbeit, von der Zeitschrift, die in ihrer Druckerei für seine, für ihre, für unsere Sache entsteht, haben dem Mutigen neuen Mut gemacht. Sie wollen, daß er von ihnen erfährt. Seit Mai '87 gibt es dafür noch einen gewichtigen Grund. Seither nämlich trägt ihre Brigade seinen Namen. Zwei Jahre haben sie mit guter Arbeit um diese Auszeichnung gekämpft. Sie sind die einzige Brigade in unserem Lande, so versichern sie mir, die Mandelas Namen verliehen bekam. Das Londoner ANC-Büro – dort ist die Redaktion von „Sechaba“ – schickte ein Glückwunschtelegramm. Die Berliner ANC-Vertretung übergab als Geschenk eine von vier in der Welt existierenden Mandela-Gedenkmünzen. Die so Geehrten wollen dem verpflichtenden Namen ihres Kollektivs auch künftig alle Ehre machen.

Horst Goldschmidt

Fotos: Ulrich Burchert, ADN-ZB/AFP-Tele, Repro FW

Kampf am Kap

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

Auf dem Emblem von Cosatu (Congress of South Africa Trade Unions), dem Dachverband südafrikanischer Gewerkschaften, stemmen sich Schwarze in die Speichen eines Rades, auf dem geschrieben steht: „Die Bedrohung des einen ist die Bedrohung aller.“
Die rund eine Million Mitglieder – dazu andere, das ganze Volk Südafrikas abzüglich der Rassistenherren und einiger Rassistenknechte – stehen hinter den 360 000 in der größten Einzelgewerkschaft NUM (National Union of Mine Workers) organisierten Bergarbeitern, die in Kohlegruben und Erzflözen, Uranstollen, Platinminen und Goldstreben die Arbeit niedergelegt haben.
Dabei geht es nur vordergründig um einen Lohnkampf, gegen unmenschliche Arbeits- und Lebensbedingungen, um mehr Sicherheit unter Tage. Wenn solch ein Streik in einem Ausbeuterstaat stattfindet, in dem die kleine kapitalistische Minderheit weiß ist, die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung aber schwarz, in einem Rassistenstaat also, dann geht es um mehr: um Gleichberechtigung, um den gerechten Anteil an Grund und Boden, an Ressourcen und an politischer Macht, kurz, um das Ende der Apartheid. Deshalb zittert das Rassistenregime, weil durch solche Aktionen der Endkampf um seine Existenz eingeleitet werden könnte.
Darum läßt Botha Hunde, Polizisten und Soldaten los, um Streikende und Sympathisanten zerfleischen, zu Krüppeln schlagen, erpressen, einkerkern, erschießen zu lassen. Rollkommandos, trotz Vermummung als Weiße erkannt, prügeln, brandschatzen und schießen. Zwei tote Bergarbeiter, 300 Verletzte heißt ein Zwischenergebnis. Wegen des Ausnahmezustandes äußerst vorsichtig, formuliert die oppositionelle „Cape Times“: „Jüngste Entwicklungen deuten eine Entscheidung der Regierung an, Gewerkschaftsverbände wie Cosatu und einige ihrer entschlossenen Mitglieder einzudämmen, wenn nicht gar zu zermalmen.“ Polizisten lassen Arbeiter „verschwinden“; wenn die Leichen gefunden werden, sind sie bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt.
Polizeiminister Adriaan Vlok nannte die Cosatu im Parlament „eine Organisation, die dem Sozialismus Vorschub leistet und als letztes Ziel den Kommunismus will“. Die Gewerkschaften seien „der illegalen Widerstandsbewegung ANC verbunden“.
Der ANC (African National Congress) ist ein Dreivierteljahrhundert alt. 27 Jahre davon, seit April 1960, ist er verboten und außerhalb des Gesetzes gestellt. Seine Mitglieder werden von den Rassisten mit besonderem Haß verfolgt, mit allen Formen der Unmenschlichkeit. ANC-Führer Nelson Mandela wird seit einem Vierteljahrhundert in Konzentrationslagern und Gefängnissen gehalten. Und er ist nicht der einzige.
Seit 1960 hat sich Südafrika verändert. Damals konnten Schwarze kaum wagen, auch nur die Augen zu ihren weißen Herren zu erheben. Inzwischen gibt es kämpferische Gewerkschaften, Frauenorganisationen, die Jugendbewegung. Und alle haben die 1955 vom Volkskongreß in Kliptown verabschiedete Freiheitscharta zu ihrem Programm erhoben – unter Führung des ANC.
Er ist Sprachrohr und Führer des unterdrückten Volkes. Trotz Verbot und Verfolgung lebt er nicht nur, sondern wächst von Tag zu Tag und gewinnt an Vertrauen und Popularität im Innern und an Ansehen im Ausland. Der über ihn verhängte „Bann“ (in westlichen Kreuzworträtseln als „mittelalterliche Kirchenstrafe“ definiert, vom Rassistenregime Ende des 20. Jahrhunderts praktiziert) zieht nicht mehr.

Freiheit für Nelson Mandela und andere: Das ist die Voraussetzung für Verhandlungen über eine politische Lösung. „Nur freie Menschen können verhandeln“, antwortete Mandela, als man ihm Vertragsentwürfe unterbreitete. Oliver Tambo bestätigte: „Durch Kampf und Opfer haben wir den Samen für einen Volkskrieg in unserem Lande gelegt.“ Die Reaktion des Rassistenregimes, wiederum von Tambo formuliert: „Erschreckt durch die Tatsache, daß uns selbst 27 Jahre ‚Illegalität‘ nicht zerstören konnten, erklärt das Regime jetzt die ANC-Mitgliedschaft selbst zu einem verbrecherischen Akt.“

Botha betreibt seine rassistische Politik mit der fast täglich wiederholten Begründung, es gehe um den „Kampf gegen den Kommunismus“, Südafrika sei „eine Bastion des freien Westens“. Das macht ihn in bestimmten Kreisen im Westen – wenn nicht sympathisch, so doch wert und teuer wie Pinochet. Oder Duarte. Oder Stroessner. Oder – es gibt noch manche, die dasselbe vorgeben und damit zum einen den „sittlichen Wert“ des Antikommunismus und die „Glaubwürdigkeit“ des Menschenrechts-Geschreis entlarven, zum anderen trotz erwiesener Unrechts-, Folter- und Unmenschlichkeitspraxis Ermunterung und Förderung erfahren.
Aber man ist ins Wanken geraten. Die Bothas und Pinochets sehen sich einem wachsenden Widerstand ausgesetzt, der in Flammenschrift ihren unaufhaltsamen Untergang an die Wand zeichnet. In den Reihen ihrer Förderer beginnen sich einige zu distanzieren, wollen vom Omnibus abspringen, den sie selbst in Gang gesetzt haben, suchen sich abzuseilen von den Gebirgen der Folter und des Terrors auf den Boden dessen, was sie unter Menschlichkeit verstehen.
„Grüß' mich nicht Unter den Linden“, schrieb der kaiserliche Gardeoffizier einst seinem Flittchen vor. Und setzte das Verhältnis heimlich fort. Aber der wachsende Widerstand in Südafrikas Gruben und Städten, in Chiles Bergen und Dörfern, das steigende Ansehen der Verfolgten, die zunehmende internationale Isolierung wiegen schwerer als die andauernde Komplizenschaft.
„Die Bedrohung des einen ist die Bedrohung aller“: Das gilt für Rassismus und Ausbeutung wie für nukleare Hochrüstung und Krieg. Solidarität und Vernunft sind geboten und auf dem Vormarsch.

China zwischen zwei Lidschlägen

Uwe Kant

Über die Brücke und an den Fluß

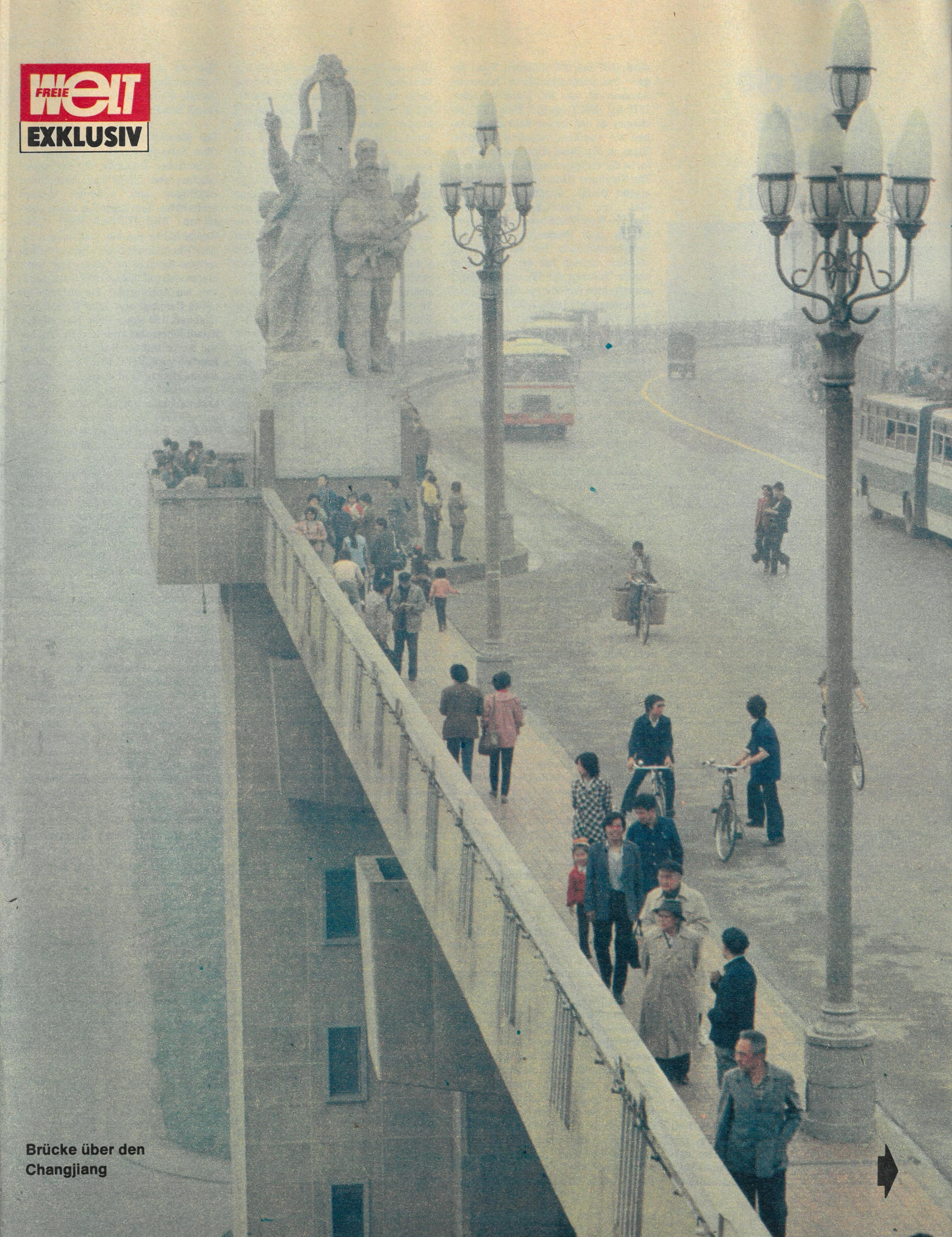
Es wurde immer chinesischer, meinten unsere Reisenden, die sich von Beijing aufmachten in die heißeste Gegend Chinas. Nanjing, Wuhan und Chongqing sind die drei wichtigsten Stationen ihrer Reise auf dem Changjiang, dem Großen Fluß. Jede unverwechselbar und von besonderer Eigenart. Drei Stationen einer Annäherung mit hilfreicher Unterstützung unserer Partnerzeitschrift „Weltwissen".

1. NANJING

mit Fotos von Detlev Steinberg

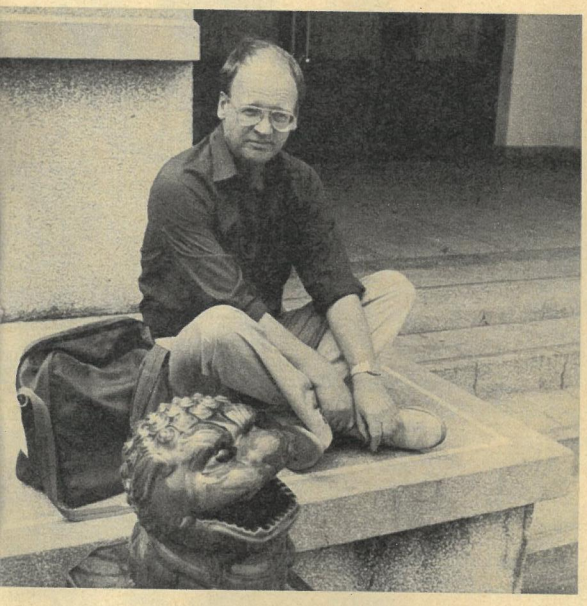
„Schwarze Eier"

FREIE WELT
EXKLUSIV



Brücke über den Changjiang

Über die Brücke und an den Fluß



Papierkorb chinesisch mit sitzendem Autor

Eigentlich sind wir nach Nanjing geflogen, um an den Changjiang und auf den Changjiang zu gehen. Dies soll eine Flußreise werden. Zu Schiff wollen wir die Drei-Backofen-Reise machen. Die drei Backöfen, das sind die Städte Nanjing (Nanking), Wuhan und Chongqing (Tschungking), in der Reihenfolge flußaufwärts.

Die Bezeichnung ist möglicherweise prosaisch, aber sie ist auch authentisch. Aha, ja, sagen die Chinesen, mit denen wir uns vorher über die Route unterhalten, zu den drei Backöfen also. Niemand spricht etwa von drei Provinzen; die Gluthitze des Sommers ist grenzüberschreitend.

Aber jetzt im Mai werden wir noch ungebacken davonkommen. In Nanjing werden derzeit Temperaturen zwischen fünfundzwanzig und dreißig Grad gemessen. Dazu rauschen mächtige Regen herab, die jetzt zumindest noch die Illusion von Kühle schaffen. Aber fahren Sie unbedingt, fahren Sie auf dem Changjiang, sagen die Chinesen. Wir sind nahe dran, wir sind fast schon dabei, nur das Ufer hält uns noch ein bißchen auf. Aber gehören nicht auch die Ufer zum Fluß? Wie auch immer, wir gehen jetzt ins Panda-Werk.

Die Panda-Werke heißen gar nicht so. Sie heißen, in kühlem Understatement, Nanjinger Radiofabrik. Die Radiofabrik ist fünfzig Jahre alt; 1949 zählte sie einhundert Beschäftigte, jetzt sind es sechstausend.

Hergestellt werden heute Funksende- und -empfangsanlagen; Ausrüstungen für Radaranlagen; Meßgeräte und medizinische Geräte sowie Radio-, Tonband-, Fernseh- und Videogeräte. Die Heimelektronik wird unter dem einprägsamen Warenzeichen „Panda" gehandelt. Der Gesamtproduktionswert wird 1987 bei 500 Millionen Yuan liegen. Das durchschnittliche Jahreseinkommen ist von 700 Yuan im Jahre 1979 auf 1800 Yuan (für Ende 1987) gestiegen. In den letzten acht Jahren haben sie zweihundertfünfzig Millionen Yuan an den Staat abgeführt, das Vierfache der entsprechenden Investitionen. Die Nanjinger Radiofabrik hat betriebseigene Sozial-, Qualifizierungs-, Studien- und Forschungseinrichtungen. Das Pro-Kopf-Verhältnis zwischen Forschung und Produktion lautet 1:8. Selbstverständlich hat dieser relativ moderne Betrieb bei der Herstellung der im Rahmen der Wirtschaftsreform angestrebten (kombinatsartigen) „Querverbindungen" (eines der modernen Zauberworte des heutigen China) eine Rolle als Leitbetrieb übernommen, dabei für die schon erreichten Qualitätsprodukte zusätzliche Produktionsstätten gewinnend.

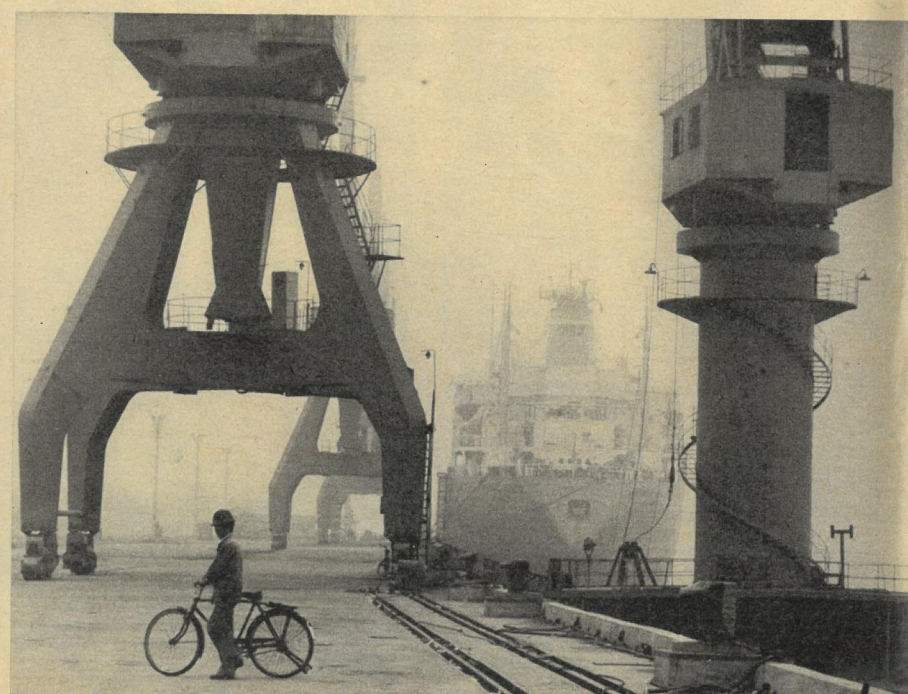
Der uns dies erzählt heißt laut der englischen Kehrseite seiner Visitenkarte Zhu Zhinan und führt den einigermaßen verständlichen Titel eines Stellvertretenden Leiters des Büros des Direktors. Er selbst ist aber keineswegs umständlich oder förmlich, sondern rasch, zufahrend, fröhlich, energisch. Wäre er nicht immerhin ein Leiter, würden wir ihn auch noch pfiffig nennen. Daß er zwei Kinder hat – im Gegensatz zur nachdrücklich propagierten und stark geförderten Ein-Kind-Ehe (davon noch an anderer Stelle) – macht ihm offenbar alles andere als Herzdrücken. Ha, lacht er da, was wollt ihr gute Menschen, damals war eben die Bevölkerungspolitik noch nicht so entwickelt! Er sieht übrigens nicht so aus wie d e r Chinese, was nicht weiter verwunderlich ist, da kaum jemand aussieht wie d e r Chinese. Vielmehr muß die These gewagt und auch gleich verkündet werden, daß die Chinesen – ähnlich wie die Mecklenburger auf ihre Weise – alle verschieden aussehen. Einer sieht aus wie der jüngere Sohn unserer Freundin E., der gerade bei den Unteroffizieren dient. Einer könnte durchaus unerkannt auf der Sparkasse zu C. seiner Arbeit nachgehen. Einer gleicht Dschingis-Chan, ein anderer dem Schauspieler Michel Piccoli mit den grauen Schläfen, der die hochgeklappten Mantelkragen so unnachahmlich trägt und immer so versonnen an der Zigarette zieht. Kurzum, wir können sie hier nicht alle durchgehen, aber sie fallen verschieden aus. Verschieden wie die Mädchen, jungen Frauen in der Montagehalle, die an Stern-Radio, Halbleiterwerk Frankfurt, EAW Treptow (früher gesehen) erinnert. Einer stellen wir eine nicht eben intelligente aber listig gemeinte Frage, in der Hoffnung, privatere Auskünfte zu erhalten. Wir fragen nämlich, ob man abends dann auch noch Lust zum Fernsehen habe, wenn man tags immer die Apparate zusammenlöte. Entgegen der Befürchtung unseres Dolmetschers, der stets dazu neigt, seine Landsleute für stark in sich gekehrte Naturen zu halten, die lieber nicht angesprochen werden möchten, erschrickt sie keineswegs vor solch schürfender Anrede. Aber was sagt sie? Sie sagt: „Klar, immer dasselbe, am Tage schraubt man, und abends guckt man in die Röhre." Aha.

Über die Frage nach dem monatlichen Verdienst bei achtstündigem Arbeitstag denkt sie, gemeinsam mit dem Meister, ein bißchen länger nach, ehe sie auf hundert Yuan kommt. Wer sich etwas dabei denkt, mag ein Schelm sein. Ein Schurke sollte er nicht sein, es geht kaum um Täuschung, mehr um Verständlichmachung. Die Berechnungskriterien sind verschieden, dieses muß man ab- jenes dazurechnen. Allein der Arbeitsplatz in der Radiofabrik ist ein fester Wert. Preis- und Lohngefüge sind in Bewegung, örtliche Bedingungen schwanken, Zahlen erweisen sich oft als relativ – der Fremde muß doppelt vorsichtig mit ihnen umgehen. Sicher ist im Augenblick etwa, daß die junge Panda-Bandarbeiterin mehr verdient als der gleichaltrige Mittelschullehrer, aber weniger als ein Dockarbeiter oder daß der geschickte Händler kaum mehr verdient als der fleißige Bauer, jedoch ein gutes Stück mehr als der eine oder andere Direktor, Vorsitzende, Stellvertreter, Leiter. Essen und (betriebseigene) Wohnung kosten wenig bis nichts. Einfache Kleidung ist billig, modische teuer. Für einen „Panda"-Stereodoppelkassettenradiorecorder muß die Bandarbeiterin vier bis sechs Monatseinkommen erübrigen. Die Taxis im weitläufigen Beijing sind für den Valuta-Ausländer gewiß spottwohlfeil, aber für den, der zehn Fahrkilometer auch mit 10 Prozent seines Monatsgeldes zu bezahlen hätte, ein Ding aus einer anderen Welt. (Wir hätten fragen sollen, was die Taxis in Nanjing kosten. Dort nämlich besteht der Mietwagenpark nicht aus den einigermaßen massigen Toyota-„Crown", sondern aus den sicher tüchtigen aber auch gnomenhaften „Polski Fiat 126p". Weil nun die Chinesen, wenn sie schon reisen, fahren, dieses gern unter Mitnahme von allerhand Koffern, Körben, Säcken, Bündeln und lebenden Schlachttieren tun, steht die Verstauungskunst hier in einiger Blüte. Leicht könnten die Nanjinger, wenn sie nur wollten, eine führende Rolle in den entsprechenden Wettbewerben des sogenannten Guiness-Buches der Rekorde erreichen.) Zum Schluß gehen wir noch durch das Produkten-Museum der Radiofabrik. Zum Beispiel sehen wir dort, daß das Zeitalter der büffetartigen, aus edlem Holze gefertigten Musiktruhen keinen Bogen um China gemacht hat. Am besten gefällt uns aber ein Empfänger, dessen Lautsprecherstoffbespannung auf traditionelle Weise mit Felsgebirg und Wasserfall bemalt ist.

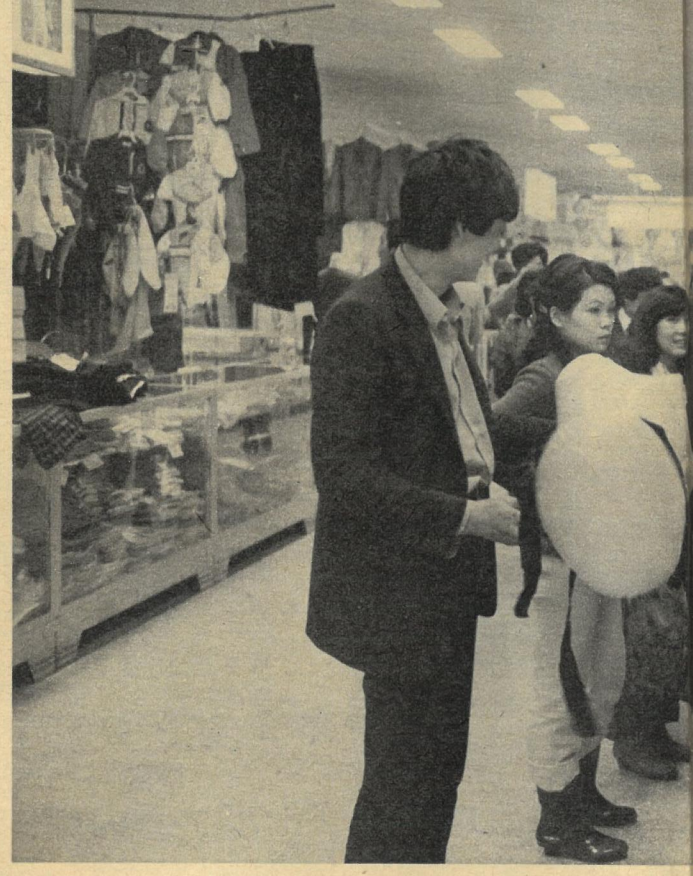
★

Das Mausoleum für Song Zhongshan (Sun Yat-sen), den Gründer der ersten chinesischen Republik, der im renommierten, aber oft politisch verblüffend einfältigen und mitunter lachhaft schlecht aus dem Amerikanischen übersetzten BERLITZ-Reiseführer („Mit Berlitz haben Sie die Welt in der Tasche") herablassend als „der unverbesserliche Revolutionär" bezeichnet wird, breitet sich auf etwa 80 000 Quadratmetern am Abhang der Purpurberge im Osten Nanjings aus. Zum eigentlichen Grabmal, 160 Meter über Meereshöhe, hinauf führen 392 granitene Stufen, wovon der Schritt des Besuchers am Ende feierlich wird. Vermutlich werden Mausoleen sozusagen in diese Richtung gebaut: herauf und hinan. Dieses hier beeindruckt aber vor allem den oben angekommenen Betrachter, der sich wendend die mächtige Treppenanlage wie einen steinernen Wasserfall ins Tal donnern sieht. Das Bauwerk entstand in den Jahren 1926–1929, in einer Zeit, da die Nanjinger Kuomintang-Führung unter Jiang Jieshi (uns noch besser als Tschiang Kai-schek bekannt) nach und nach den verräterischen und mörderischen Abfall von ihren kommunistischen Verbündeten in Szene setzte. Zusammen mit Sun Yat-sen sollten auch seine progressiven Ideen hier begraben sein. Zugleich sollten die majestätischen Dimensionen des Mausoleums auch vom Legitimitätsanspruch der Jiang Jieshi-Kuomintang auf die Zentralregierung künden, unter welchem angemaßten Banner sie den Bürgerkrieg gegen rivalisierende Militärcliquen, vor allem aber gegen die Kommunisten, führte. Die Geschichte hat ihren Schritt getan, Jiang Jieshi („unser" Tschiang Kai-schek) ist halbwegs Jüngeren schier unbekannt. Aus dem Pulverdampf, dem Rauch der Brände und mancherlei politischem Nebel sind die festen Konturen dieses Bauwerkes aufgetaucht, das nun seine natürliche Rolle als Monument der Einheit und Freiheit der chinesischen Nation eingenommen hat. Ein Gastgeber, der auf sich hält, führt seine Gäste hierher. Wir treffen

Neuer Hafen



Hafenarbeiter
von Nanjing



Verwandlung

Über die Brücke und an den Fluß

buchstäblich fast jeden Ausländer aus dem Flugzeug von Beijing. Jeder hantiert mit einem Fotoapparat, und zwar entweder ratlos oder aber bedenkenlos, denn die niederstürzende Schräge und die Höhenmaße des Bauwerks stellen den Amateur vor ungewohnte Aufgaben. Dennoch fotografieren sie um die Wette wie für ein Lehrbuch, Kapitel stürzende Linien.

Fast alle Ausländer aus dem Flugzeug von Beijing – aber die Chinesen natürlich auch hier in der Überzahl. Wo kommen sie her? Wir schreiben doch Werktag heute? Urlauber, wie?

Urlauber in unserem Sinne kaum. Erst in wenigen Betrieben und Einrichtungen, sagt man uns, werden Versuche mit regulärem, bezahltem Urlaub unternommen. Es gibt jedoch einen arbeitsfreien Tag pro Woche, der aber nicht für jeden auf den Sonntag fällt, was ja auch zu einer bedrohlichen Kumulation und Explosion von Freizeit führen müßte. Die gewohnte, uns paar Europäern gewohnte Ordnung von Woche und Wochenende, ist aufgelöst oder hat sich noch nicht gefügt. Wer Samstagabend gegen neun unbedingt seine Schuhe besohlen lassen will, mag sich getrost nach dem Schuster umsehen.

★

Die Ming-Gräber (bis auf drei), gewiß, sie befinden sich bei Beijing. Wir hatten Zeit hinzugehen. D a s Ming-Grab aber, nämlich das des Gründers der Ming-Dynastie (1368–1644) Zhu Yuanzhang, der nicht direkt schön, dafür aber eitel und mithin ein Schrecken aller bildenden Künstler gewesen sein soll, das befindet sich hier, mit Verlaub, gleich um die Ecke.

Zum Grab führt eine Tier-Allee, geht man durch ein Tier-Spalier, gebildet von steinernen lebensgroßen Elefanten, Kamelen, Pferden, Löwen, Ungeheuern, die weder naturalistisch noch klassisch anmuten, auch mehr lieb als böse. Jedenfalls so wenig klassisch und so wenig böse, daß die Einheimischen es gar nicht für unschicklich oder unratsam halten, rittlings auf den Kunstwerken Platz zu nehmen oder zu ihren Füßen ein Picknick abzuhalten. Wie man übrigens auch in Museen und ähnlichen Einrichtungen, wenn nicht gerade Führung oder Vortrag läuft, weniger weihevollem Schweigen als vielmehr zentralbahnhofshallenartiger Stimmenbrandung begegnet. Jene Tiere sind immer in zweifacher, einmal wachender, einmal ruhender Ausführung anzutreffen. Die Erklärung leuchtet ein: Es handelt sich um die zweite Schicht, um Ablösung. Nicht einmal ein Kamel kann pausenlos aufpassen. Gerade wie wir solches tief bedenken, erscheint vorn links ein Radfahrer in Hemdsärmeln, der ein Kamel, ein richtiges, lebendiges, zweihöckriges Kamel (den diskriminierenden Ausdruck Trampeltier zu vermeiden) am kurzen Zügel neben sich traben (traben Kamele?) läßt. Wir eilen panisch dorthin zurück, wo das steinerne Abbild steht (und liegt), für Wort und Bild die Begegnung zwischen gestrigem und heutigem Kamel, Kunst und Wirklichkeit zu erleben. In jedem Menschen steckt irgendwo ein verflixter Feuilletonist. Aber das Stück wird nicht gegeben. Mensch und Tier biegen vorher ab. Wahrscheinlich haben sie in der Landwirtschaft zu tun. Die ausgefallene Begegnung gemahnt uns an ein Fernseherlebnis eines Abends noch in Beijing, als die Ansagerin des englischsprachigen Programms sich dafür entschuldigte, daß am Vorabend der Film „Onkel Toms Hütte“ in deutscher statt in englischer Sprache vorgeführt worden sei. Was für Schlüsse hätten wir wohl gezogen, wenn wir's zufällig angesehen hätten?

★

Oder zum Beispiel der Kaiser Qianlong, der ein so begeisterter Angler war, daß ein direkter Zusammenhang zwischen Fangergebnis und Stimmungslage bestand, was bei derart führenden Persönlichkeiten von mehr als privatem Interesse ist. Über den Mann lachen sie in Yangzhou noch heute und zeigen einem dazu den kleinen Angelpavillon am Schmalen Westsee, wo er immer die Angel ins Wasser hielt, während sich drunten in der Tiefe von der Stadtverwaltung angeheuerte Froschmänner nahten, immer neue Beute an den allerhöchsten Haken zu stecken.

Yangzhou verhält sich zu Nanjing wie Potsdam zu Berlin, ein Vergleich, der schrecklich hinkt, wie alle aus Europa abgezogenen Vergleiche, aber doch so praktisch für den Augenblick ist, daß er stehen bleiben mag. Das Städtchen (von 300 000 oder 400 000 Einwohnern) erlebte Glanzzeiten als Kaiserstadt während der Sui- (581-618) und der Tang-Dynastie (618–907), war aber auch noch im 13. Jahrhundert, als der unternehmende Italiener Marco Polo hier eine Weile als Statthalter oder Gouverneur arbeitete, ein bedeutendes Handels- und Verkehrszentrum.

Heute ist es Nanjiniger Ausflugsort, außer für seine kunsthandwerklichen Betriebe bekannt für seine Sehenswürdigkeiten. Die lustwandelnden Chinesen, mit denen wir sprechen, kommen alle aus Nanjing oder sind dort gerade bei Verwandten zu Besuch; man macht Familien-, Brigade-, Klassenausflüge hierher. Eine vergnügte Gruppe bezeichnet uns der örtliche Begleiter als Staff Members of Machine Factory – ein Leitungskollektiv? Englisch breitet sich gegenwärtig in China mit anscheinend rasender Geschwindigkeit aus. Die Lust der Chinesen, die neuen Kenntnisse, selbst wenn sie noch spärlich sind, an jedem Fremden sofort zu erproben, bekommen wir auf Schritt und Tritt zu spüren. Die Öffnung nach Außen, die Zuwendung zum anderen nimmt darin alltäglich Gestalt an; eine Art Neugierde im konkreten Sinne des Wortes; der Versuch, die Stummen mit dem Zauberstab zu berühren und sprechen zu machen; und das Vergnügen, wenn es tatsächlich ein bißchen funktioniert. Wie gefällt Ihnen die Stadt? Sind Sie als Tourist hier? Machen Sie gute Geschäfte? Wo kommen Sie her? Oh, aus Ostdeutschland? Ja, aus der DDR! Ah, das ist doch, nicht wahr, ein sozialistisches Land? Ja, das wollen wir hoffen. Oh, wie interessant das ist. Bitte schenken Sie unbedingt der Brücke Beachtung. Ja.

Einmal können wir der Aussprache eines Oberkellners den eigentlichen Inhalt seiner fragenden Worte nicht recht abgewinnen und verneinen sicherheitshalber, was so deutliche Bestürztheit, ja Schmerz und Leiden in seinem Gesicht hervorruft, daß wir schleunigst um Wiederholung bitten. Und siehe, er hatte gefragt, ob seine Speisen unser Gefallen gefunden hätten. Did you like our dishes. Vielleicht sollte man Fragen von Oberkellnern n a c h dem Essen immer bejahen. Das tun wir dann auch gleich und sagen die Wahrheit und nichts als die Wahrheit.

Unter den Besuchern der Anlagen von Yangzhou fallen die vielen Japaner auf, diese Weltenpilger, die hierher tatsächlich als Pilger in buddhistischer Sache kommen, nämlich zur Gedenkhalle für den Mönch Jianzhen, der im 8. Jahrhundert als Missionar aus Yangzhou in das Inselland ging.

Wer sich unter Yangzhou Beschauliches vorstellt, irrt allerdings – in Größenordnungen. Fluten schon durch Park und Promenaden beachtliche Kolonnen, so nimmt nachmittags in der Stadt, in der „Straße des Nationalfeiertages“, das Gedränge bisher ungesehene Formen an. Wobei Gedränge hierorts ja nie das richtige Wort ist. Anders als beim Rugby, in der Markthalle, in der Straßenbahn nach Grünau, vor der Disko mit der Gruppe Kesselschmiede, meidet man, wenn es irgend geht, Be-

Versuchung

Versorgung

rührung; erhält man keine Knüffe Püffe Bodyschecks mit Busen Bäuchen Ellenbogen. Ein Massenballett wogt nach diskreter Choreographie die Straße hinauf hinunter. In der Menge und toleriert von ihr auch wieder die Kunstradfahrer, die sich in der Kunst üben, im Sattel zu bleiben, den Fuß nicht auf die Erde zu setzen.

An der Ecke sehen wir jemandem zu, der mit etwas Kammartigem, sagen wir Rillendrillgerät, über einen plexiglasfarbenen kartoffelmehlpuddingähnlichen Klumpen fährt, so daß kräuseliges Gefädel entsteht. Macht man so vielleicht die angelsehnendünnen Glasnudeln? Wir erfahren es heute nicht und gar nicht mehr. So wenig wie wir in Erfahrung bringen, was es mit dem Bohnenkäse auf sich hat. Bohnen, gewiß – Käse, nun gut. Aber Bohnenkäse? Welche geheimnisvollen Prozesse liegen diesem Erzeugnis zugrunde, das im wesentlichen grau aussieht und auch so schmeckt. Wie sind alle diese Kochkünstler auf solche Füllselmasse gekommen? Oder schätzen wir die Bedeutung des Bohnenkäses nicht richtig ein?

Überhaupt nehmen eßsektorseitig die Informationsdefizite zu. Das liegt zum einen daran, daß wir einem Volksbrauch oder einer staatlichen Richtlinie zufolge nur bei Ehrenessen, nicht aber bei gewöhnlichen Mahlzeiten, mit dem Übersetzer und dem örtlichen Beauftragten an einem Tisch essen. Und mögen nicht mit dem Teller ans andere Ende des Restaurants gehen und fragen. Zum anderen liegt es daran, daß die Zahl wie auch die Intensität der Speisen nach Süden hin zunimmt. Man sagt uns, daß die Nanjinger über die Beijinger Köche mitunter ein bißchen lächeln. So weit würden wir als Zugereiste aus Schnitzel-Land gewiß nicht gehen, aber wir können uns doch ein bißchen denken, wie das gemeint ist.

Wenngleich also die Kenntnisse zurückbleiben, so wachsen doch die Erlebnisse. Und auch, in aller Bescheidenheit, die Fähigkeiten und Fertigkeiten hinsichtlich des Umgangs mit den Stäbchen. Da die Chinesen recht gern und auch recht unverhohlen beobachten, wie wir uns dabei anstellen, haben wir immer ein Fachpublikum. Und in letzter Zeit registrieren wir außer Belustigung auch schon einmal Bewunderung an Nebentischen. Eine ganze runde kleine ölige Erdnuß mit den Stäbchen aufzunehmen wirkt ziemlich spektakulär, wir sahen es am ersten Abend starr vor Staunen den Kraftfahrer tun. Jetzt zählen wir es zu den leichteren Übungen, fast nichts im Vergleich mit den Schwierigkeiten, die zu unregelmäßigen Vielflächnern geschnittene Senfgurken bereiten, bei denen es schnell einmal zu dem gefürchteten Zwirbel-Wirbel-Effekt kommt. Oder im ganzen gebratene Wachteln, die einmal ergriffen, nicht mehr abgelegt, sondern von den Stäben quasi heruntergegessen werden. Oder die Überraschung, wenn man wegen fehlender Möglichkeit der Vor-Sektion (mit Messer und Gabel) mit einigem Knorpelknöchelkram im Munde dasitzt, dessen allenfalls durch Ausspucken auf den Teller Herr zu werden wäre. Und die Erlösung, daß genau dies auch so in den Tischsitten vorgesehen ist, die überhaupt durch den Wegfall von Distanz- und Bewegungsrichtungsvorschriften („Die Gabel geht zum Munde“ oder so) dem Esser ganz nett – entgegenkommen. Es bleibt ein Rest Unvollkommenheit beim Stäbchenessen. Es fällt einem schlicht und einfach gelegentlich etwas herunter. Wohlgemerkt: auch den Chinesen fällt gelegentlich etwas herunter. Und niemand macht ein Aufhebens davon. Am wenigsten die Servierkräfte, die mit dem Essen auch meistens gleich das Tischtuch abräumen.

★

Zweimal sind wir schon über die Changjiang-Brücke von Nanjing gefahren und haben uns gar nichts weiter dabei gedacht. Wozu sind die Brücken da? Zum Hinüberfahren. Oder: wo ein Fluß ist, wird sich auch eine Brücke finden. Und wenn es ein breiter Fluß ist, dann muß es eben eine lange Brücke sein. Und wenn der Fluß lang ist, so müssen viele Brücken her. Eine Brücke ist eine Einrichtung des Transportwesens, kein Schauplatz von Ereignissen, nicht Burg noch Dom. Eine Brücke ist Gestalt gewordene Statik, aber wichtig ist die Bewegung, die sie ermöglicht und die auf ihr stattfindet.

Die Bewegung auf der Changjiang-Brücke ist allerdings erheblich. Die Statistiker haben 160 Eisenbahnzüge und 10 000 Autos pro Tag gezählt. Die Fußgänger, Radfahrer, Hand- und Eselskarren scheinen sie nicht gezählt zu haben. Die Fiat 126 p-Taxis haben sie sicher als Auto gelten lassen. Aber was ist mit den immerhin dreirädrigen, hoch- und dünnbeinigen Moped-Rikschas, denen trotz gebrechlichen Aussehens von ihren in blaue Anzüge und blaue Ballonmützen gekleideten Lenkern unbarmherzigste Lasten aufgebürdet werden? Oder mit jenen Fahrzeugen, die außer dem lautmalerisch-treffenden Spitznamen Bum-bum-Karren auch den Löwenanteil am örtlichen Transport von Baustoffen und landwirtschaftlichen Produkten tragen?

Bewegung jedenfalls erheblich. Und nun stelle man sich vor, wie das Ganze oder auch nur die Hälfte davon zu jener Zeit, als es die Brücke noch nicht gab, mit Fähren bewältigt wurde. Wie? Was für eine sonderbare Zeit schwebt Ihnen da vor, meine Herren Berichterstatter, als es zwar Eisenbahnen und Autos aber noch keine Brücke über den Changjiang bei Nanjing, ausgerechnet bei Nanjing gegeben hat?? Es ist noch nicht so lange her; wir haben von jenen Zeiten noch in der Zeitung lesen können. Vor der Befreiung, vor dem Sieg der Volksbefreiungsarmee, führte über den 6300 Kilometer langen Changjiang, den drittlängsten Fluß der Erde – keine Eisenbahnbrücke. Heute sind es vier. Nicht mehr. Auch nicht weniger.

Die Brücke von Nanjing ist die größte davon (in ihrer Doppeldeck-Eigenschaft sogar die größte der Erde) und die erste, die vollständig durch chinesische Architekten, Ingenieure, Arbeiter errichtet worden ist. Uns berührt es schmerzlich, daß diese nationale technische Großtat ihren Ursprung oder wenigstens Anstoß im Bruch der brüderlichen Beziehung zwischen China und der Sowjetunion und dem daraus sich ergebenden Abzug der sowjetischen Spezialisten und Facharbeiter hatte, die bis dahin große und wichtige Hilfe beim Aufbau des Landes leisteten. Wir müssen aber verstehen, daß die Brücke, so sehr sie wahrhaftig eine „Einrichtung des Verkehrs- und Transportwesens“ ist, zugleich auch Schauplatz, Sehenswürdigkeit, Monument darstellt, den Staun- und Schaulustigen von eigens angestellten Erklärerinnen erläutert als technisches Wunderwerk und ein wenig auch wie ein Dom.

Im südlichen Brückenkopf befinden sich Vortragsräume. Ein Aufzug befördert auf die Aussichtsplattform. Eine Gruppe Auslandschinesen mit Baseball-Mützen (hier Landsleute geheißen) aus Singapur oder Malaysia den Fluglinien-Beuteln nach zu urteilen, ist schon da. Man trifft sie überall. Mit Genugtuung, scheint es, nehmen sie überall Kenntnis vom Mutterland. Hier nun von der Brücke und ihren imponierenden Einzelheiten. Der Autostraßenabschnitt ist viereinhalb, der über dem Fluß darunter liegende Eisenbahnteil sechseinhalb und die eigentliche Brücke eineinhalb Kilometer lang. Diese ruht siebzig Meter über dem Wasser auf neun achtzig Meter hohen Pfeilern, deren Fundamente jeweils vierhundert Quadratmeter Grundfläche haben. Die neunzehneinhalb Meter breite Fahrbahn wird von zweimal einhundertfünfzig Kandelabern in Gestalt von stilisierten Magnolienblüten flankiert. Verbaut (sagt man so, auch wenn etwas Gutes dabei herausgekommen ist?) wurden einhunderttausend Tonnen Stahl und eine Million Tonnen Zement. Als Bauzeit wird im allgemeinen 1960 bis 1968 angegeben – nur eine Quelle meldet pingelig den Januar 1969 als Fertigstellungstermin. Dieser scheint uns sehr wahrscheinlich, eingedenk der verbreiteten Übung, sich

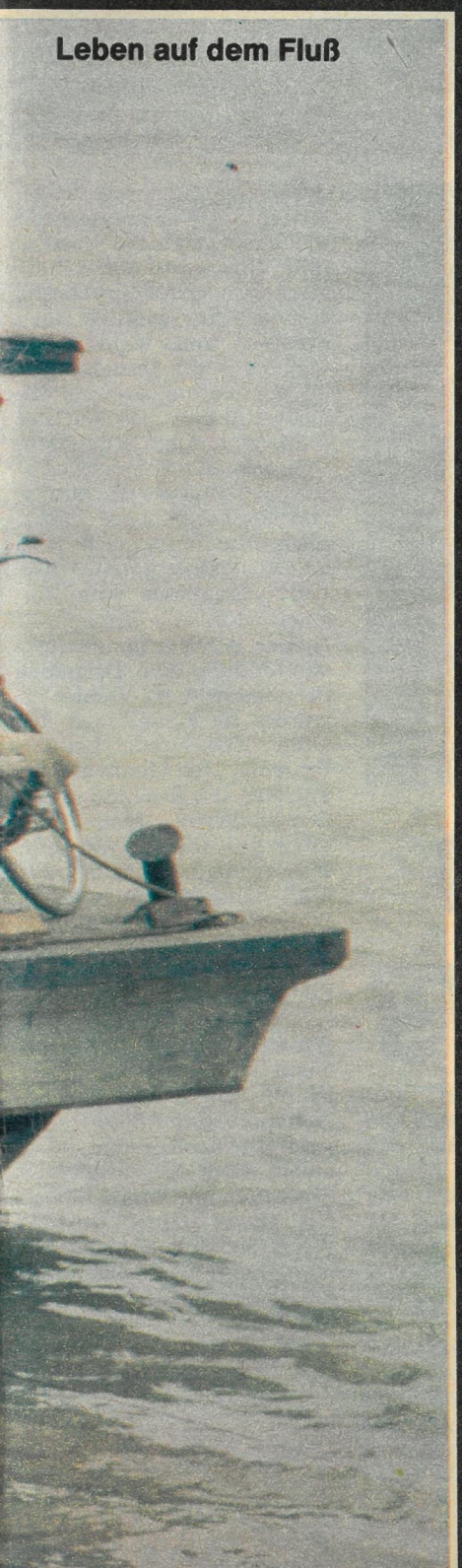
Werbewelle

Über die Brücke und an den Fluß

„runde“ Termine zu setzen und sie ein ganz klein wenig zu überschreiten. Macht man eine derartige Brücke im Januar fertig? Da nimmt man sich doch den 31. 12. vor. Deshalb wird Anfang Januar wohl stimmen.

Über den Fluß führt die Brücke, an den Fluß führen viele Wege. Der Fahrer, der uns zum Übersee- oder Frachtguthafen (Nanjing hat außerdem einen Binnen- oder Menschenhafen) bringt, wählt eine Kürzung, halb Dorfgasse, halb Motocross-Strecke, auf der wir eine Menge Begegnungen mit Kippern und mit den unvermeidlichen Bum-bum-Karren haben. Gut so, auf diese Weise spürt man gleich und deutlich, daß der Hafen noch roh, noch neu, noch im Aufbau ist. Drei von geplanten sechzehn Kais sind fertig, fünfhundertvierzig von zukünftigen zweitausendfünfhundert Metern Kaimauer. Der Güter-

umschlag 1986 belief sich auf 1,5 Millionen Tonnen. Die Schiffe, die hier anlegen, tragen vorwiegend die traditionellen Großreederflaggen von Panama, Liberia, Zypern, Griechenland. DDR? Ja, warten Sie, ist auch schon gesehen worden, bestimmt. Jetzt liegt nur der griechische 25 000-Tonner „Michalis Lemos" an der Mauer, hoch aus dem Wasser ragend. Fünf, sechs Schauerleute fegen davor den Kai. Einige tragen einen bemerkenswerten Arbeitsschutzhelm, der zu Hause zu den besseren Stücken des Kunstgewerbe- oder Raritätenhandels (hat jemand den Tropenhelm in der Friedrichstraße gesehen?) zählen würde – geflochten aus Korb! Keine Arbeit mit dem Schiff mehr? Nein, das ist leer, mit dem sind wir fertig. Die Arbeit hier im Hafen? Na, die ist prima, ganz gut, so abwechslungsvoll. Na, wir kommen auf zweihundertfünfzig. Ja, in Leistung. Ach so, wenn nun aber kein Schiff kommt? Auf diese sonderbare Frage stutzen sie ein wenig, aber dann lachen sie realistisch und optimistisch. Da wird schon wieder eins kommen!



Leben auf dem Fluß

Pause

● Wörtlich

Für jedermann ersichtlich sind die Pershing-1a nun zum Hauptstolperstein auf dem Weg zu einem Abkommen geworden ... Mit ihrer bisherigen Haltung zur Pershing-1a gefährdet die Bundesregierung nicht nur die nahegerückte doppelte Null-Lösung im Bereich der Mittelstreckenraketen, sie riskiert auch, den weiteren Rüstungskontroll- und abrüstungspolitischen Prozeß unterhalb des Mittelstrekkenbereichs zu blockieren.

Prof. Dr. Horst Ehmke, stellvertretender SPD-Fraktionsvorsitzender

● Zitiert

Der Gedanke ist schwer zu ertragen, daß die Massenarbeitslosigkeit bis in die neunziger Jahre zum unabwendbaren Schicksal wird.

Essener „Westdeutsche Allgemeine Zeitung"

● Kurz berichtet

Der größte Produzent von Regenschirmen in der ČSSR ist das Nationalunternehmen KOH-I-NOOR in Dečin. Jährlich werden hier rund eine halbe Million Schirme im Wert von 50 Millionen Kronen hergestellt.

Fünfundsiebzig neue Schulen sind während des vergangenen Unterrichtsjahres in Afghanistan gebaut worden. Vielfach haben Einwohner der jeweiligen Städte und Dörfer freiwillig dabei mitgeholfen, um alle Maßnahmen der Regierung zu unterstützen, die auf die allgemeine unentgeltliche Schulbildung gerichtet sind.

„Oase der Heilpflanzen" wird manchmal das geographische Herz Asiens, die Mongolei, genannt. Auf ihrem Boden wachsen 3906 verschiedene Pflanzenarten, von denen 2295 nur für diese Region charakteristisch sind. 700 Arten werden für die Arzneimittelherstellung verwendet.

In die Höhe des Vogelflugs reicht der neue Fernsehturm, der im Westteil Pekings gebaut wird. Der 380 Meter hohe Gigant wird neben Fernsehstudios auch den meteorologischen Dienst, die Luftverschmutzungskontrolle und ein Restaurant beherbergen.

3000 alte Ansichtskarten von russischen Städten – sozusagen „Kartengrüße aus der Baugeschichte" – locken derzeit viele Besucher der sowjetischen Hauptstadt ins Moskauer Architekturmuseum Donskoi-Kloster. Die Bilddokumente ermöglichen Städteplanern, Architekten und Restauratoren von heute wertvolle Aufschlüsse über städtebauliche Ensembles des Rußland der Jahrhundertwende.

Sommer am Simmersberg

Es ist in diesen Tagen hier im Thüringschen nicht anders als anderswo: triefendes Baumgrün, bräunlicher Schlamm das letzte Stück bergan, auf dem Simmersberg schließlich dunkelgraue Nebelschwaden, die sich an die Fenster der Baude – einer Jugendherberge – drücken. Am Tag darauf das gleiche. Nur ohne Nebel, dafür Spätherbsttemperatur. Und mit dem Gekreisch von Motorsägen, Zurufen den Hang hinunter und hinauf. Studentensommer im Staatlichen Forstwirtschaftsbetrieb Hildburghausen, der die Arbeit der Jungen und Mädchen braucht, sie schätzt. Rund 30 000 Hektar werden von seinen Mitarbeitern betreut – Steilhänge sind dazwischen, der Simmersberg ist die zweithöchste Erhebung. Mit Ecken, wo noch Restbruchhölzer sind, wo es die sogenannten schwachen Sortimente gibt, notwendig für die Zellstoff- und Möbelproduktion. Mit Flächen also, die man räumen muß, damit man sie danach „wieder in Kultur bringt", wie der Fachmann – in diesem Fall Reinhold Plecher – sagt. In diesem Jahr ist es das fünfte Mal, daß junge Leute aus unserem Land und der Volksrepublik Polen gern gesehene Waldarbeiter auf Zeit sind. Und jedesmal, wenn man auseinandergeht, tut's vielen leid, ist die Truppe zusammengewachsen – auch in Diskostunden und bei sportlichem Wettstreit. Vor allem aber wohl durch die Arbeit zwischen Kiefern, Fichten, Eichen. Und gerade in solchen Stunden wie diesen: Wenn es hart wird, das Ziel des Tages zu erreichen, wenn der Sommer ohne Sonne ist. Wenn dann zum Beispiel Jens Schwoch von der Ingenieurschule für Forstwirtschaft Rabensteinfels als Resümee sagt: „Also, was die polnischen Studenten bringen – einwandfrei." Sie kommen diesmal aus dem Partnerbezirk Leszno, der flach ist wie ein Tuch. Unter ihnen junge Leute, die gut deutsch sprechen, weil die Beziehungen schon viel eher begannen. Die blonde Elzbieta zum Beispiel war in der sechsten Klasse, als sie in einem gemeinsamen Ferienlager ihren späteren Brieffreund aus unserer Republik kennenlernte. Heute noch besucht sie ihn, seine Eltern, und inzwischen auch die Verwandten seiner Freundin. – „Hallo Adam", sagt man in der Frühstücksrunde am Waldrand. Nach der Oberschule mit erweitertem Deutschunterricht möchte er deutsche Sprache und Sport studieren. Erstere beherrscht er bereits fast perfekt, „weil ich stark arbeite" und wohl auch, weil es enge Beziehungen zu der Patenklasse in der EOS „Arthur Becker" in Suhl gibt. Der Studentensommer am Simmersberg? „Spitze", sagt er. Die künftigen Forstingenieure haben auch Studenten „von auswärts" mitgebracht. Aus Laos. Somphone zum Beispiel (unser Foto mit Adam), der hier ganz selbstverständlich zum Brigadier für die nicht so Versierten wurde. Er kommt aus der alten Kaiserstadt Louang Prabang. „Ich bin nach dem Facharbeiterabschluß gern hiergeblieben. Man muß nicht nur wissen, wie man Holz schlägt. Auch bei uns muß aufgeforstet werden. Was ich hier lerne, will ich weitergeben. Unter den Bedingungen des Urwalds." Somphone hat, als er Facharbeiter wurde, in Lychen Bäume gepflanzt. „Und wenn ich Zeit habe, fahre ich hin, schaue nach, wie sie gedeihen. Man tut etwas für jene, die nach einem kommen." Auch die Arbeit der Studenten am Simmersberg hat etwas damit zu tun. Wenn sie den Schlag räumen, kann der Boden für die neuen Planzen vorbereitet werden.

Ina Stritzke (Text)
Peter Meißner (Fotos)

Katarina vor Calgary

Auskünfte für FREIE WELT gab Katarina Witt, Olympiasiegerin, Welt- und Europameisterin im Eiskunstlauf.

Schon Urlaub gemacht?

Ich verzichte in diesem Jahr darauf. Die Saison war mit der Schaulauftournee durch die USA erst im April zu Ende. So legte ich auch nur eine kurze Eispause ein – denn die Zeit bis Olympia '88 in Calgary vergeht schneller als man denkt. Schon ab Mai habe ich mit meiner Trainerin Jutta Müller tüchtig das neue Programm geprobt und mußte mich auch sofort wieder zusammenreißen, weil mein Training in dieser Zeit von den Kameras gleich zweier Fernsehteams verfolgt wurde. NHK (Japan) und ABC (USA) drehten mit mir und anderen DDR-Sportlern Filme zur Vorbereitung des olympischen Jahres '88.

Wie haben Sie den Trubel überstanden?

Eigentlich recht gut, zumal ich mich neben dem Training auch gleich wieder ins Studium gestürzt habe, um auch da ein Stück weiterzukommen.

Wo haben Sie in den Sommermonaten trainiert?

Meistens zu Hause in Karl-Marx-Stadt, auch in Berlin und in Zinnowitz schlug ich meine Zelte auf. Ich stand dabei naturgemäß nicht nur auf dem Eis. Auf Usedom ist so etwas im Sommer ja auch schlecht möglich. Ich führte ein ausgiebiges Athletiktraining durch, weil nur mit einer guten Kondition anspruchsvolle Küren durchzustehen sind. Und mit umfangreichen Läufen und ausgedehntem Radtraining stabilisierte ich meine Ausdauer. Hinzu kam das Krafttraining, denn ohne Kraft in den Beinen sind Dreifachsprünge nicht zu machen. Jedenfalls keine guten…

Hat denn im Sommer der Briefträger weniger zu tragen gehabt als sonst?

Das hat er nicht. Eines Tages mußte ich mit den Antwortbriefen mal eine Pause machen, weil die Gefahr einer Sehnenscheidenentzündung bestand. Gleichwohl habe ich nicht lockergelassen, denn ich möchte keinen der Fans enttäuschen. Aber 15 000 Autogrammwünsche wollen erst einmal „abgearbeitet" sein. Ich freue mich, daß in den Briefen so viele freundliche Worte standen. Alle machten mir Mut für Olympia und versprachen, mir die Daumen zu drücken. Und da ich mich eben 15 000fach zu bedanken habe, sind auch meine Eltern, deren Arbeitskollegen und Frau Müllers Ehemann treue Helfer meiner Antwortpflichten. Und meine Mutti pflegt die Blumen, die sogar ins Haus kommen, wenn ich gar nicht da bin.

Was gibt es sonst Neues bei Ihnen?

Wenn ich in Berlin bin, nutze ich jede Gelegenheit, mir Konzerte von der Gruppe „Datzu" anzuhören. Besonders von deren Schlagzeug-Soli bin ich ein Fan. So richtige Familientreffen haben Seltenheitswert. Wir, damit meine ich vor allem auch meine Schwägerin Anett Witt-Pötzsch, sind im Beruf und im Sport so eingespannt, daß wir ständig nach Zeit suchen, die wir nicht haben.

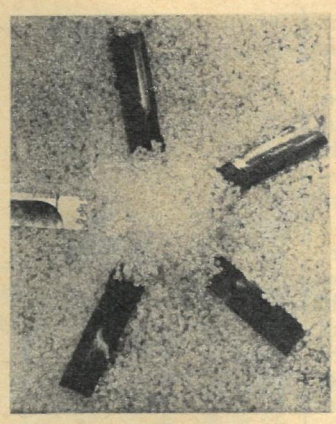
Gibt es für das olympische Programm schon irgendwelche Pläne?

Wenn wir jetzt noch nicht wüßten, was wir machen wollen, wäre wohl schon alles zu spät. Im Kurzprogramm werde ich wieder nach Musical-Melodien laufen, während ich im großen Vortrag „klassisch" komme. Zu Frau Müllers und meiner Freude sind auch die Kostüme fast fertig, die wieder von Frau Eppinger vom Friedrichstadtpalast genäht werden. Nach welcher Musik ich laufe, verrate ich noch nicht. Erst beim Oktober-Schaulaufen wird davon etwas zu hören sein. Daß ich mir die Haare lang wachsen ließ, hat mit der „Klassik" jedenfalls nichts zu tun – sondern nur mit dem nächsten Winter…

Und was kommt nach Olympia '88?

Die Weltmeisterschaft in Budapest. Aber auch danach werde ich mit dem Eiskunstlauf nicht aufhören – wenn ich auch vielleicht nicht mehr vor die Preisrichter trete…

Interview: Manfred Hönel



Rost-Resistenz

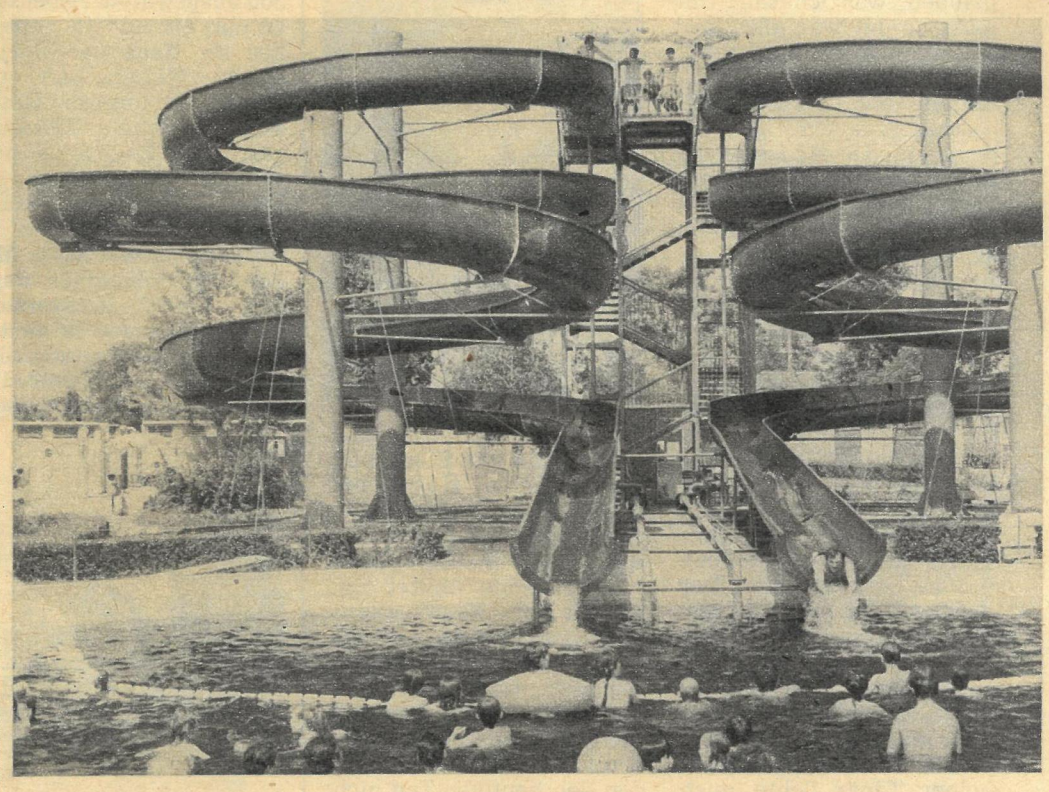
Sibirische Wissenschaftler entwickelten in kurzer Zeit ein Verfahren zur Herstellung von Messern, die zur Granulierung von Polypropylen im Tomsker Erdölkombinat dringend benötigt werden. Ihre verschleißfesten Klingen sind um 20 Prozent billiger als bisher notwendige Importe und haben eine doppelt so lange Lebensdauer.

Reptilien-Recke

Ein etwas ungewöhnliches Bild bietet sich dem Besucher der kleinen Ortschaft Medlánky nahe Brno (ČSSR), wenn Tischlermeister Lubomír Stejskal seine Lieblinge spazieren führt. Seit fünf Jahren hält er Reptilien und meint, daß seine Python ein weit weniger gefährlicher Kamerad sei als zum Beispiel ein Hund.

Riesen-Rutsche

Wie ein Ei dem anderen gleichen sich die beiden Seiten der großen Zwillingsrutsche im Thermalbad Hajduszoboszló in Ostungarn, das in dieser Saison seinen 60. Geburtstag feiert. 2000 Badelustige schlittern täglich die vielfach gewundenen 96 Meter langen Bahnen hinunter, um am Ende das heilkräftige Naß zu genießen. Ein Bad im angenehm warmen Quellwasser soll besonders bei rheumatischen und gynäkologischen Erkrankungen Linderung bringen, was jährlich Tausende Kurgäste nutzen.



Ringel-Reihe

Einen vietnamesischen Volkstanz, zu dem sie auch singen, lernen diese Knirpse in ihrem neuen Kindergarten. Er ist einer von zweien, die jetzt mit tschechoslovakischer Hilfe in Vietnam aufgebaut worden sind. Auf 600 Quadratmeter Grundfläche wurden in zwei Etagen acht Gruppenräume eingerichtet, in denen täglich bis zu 300 Kinder betreut werden können.

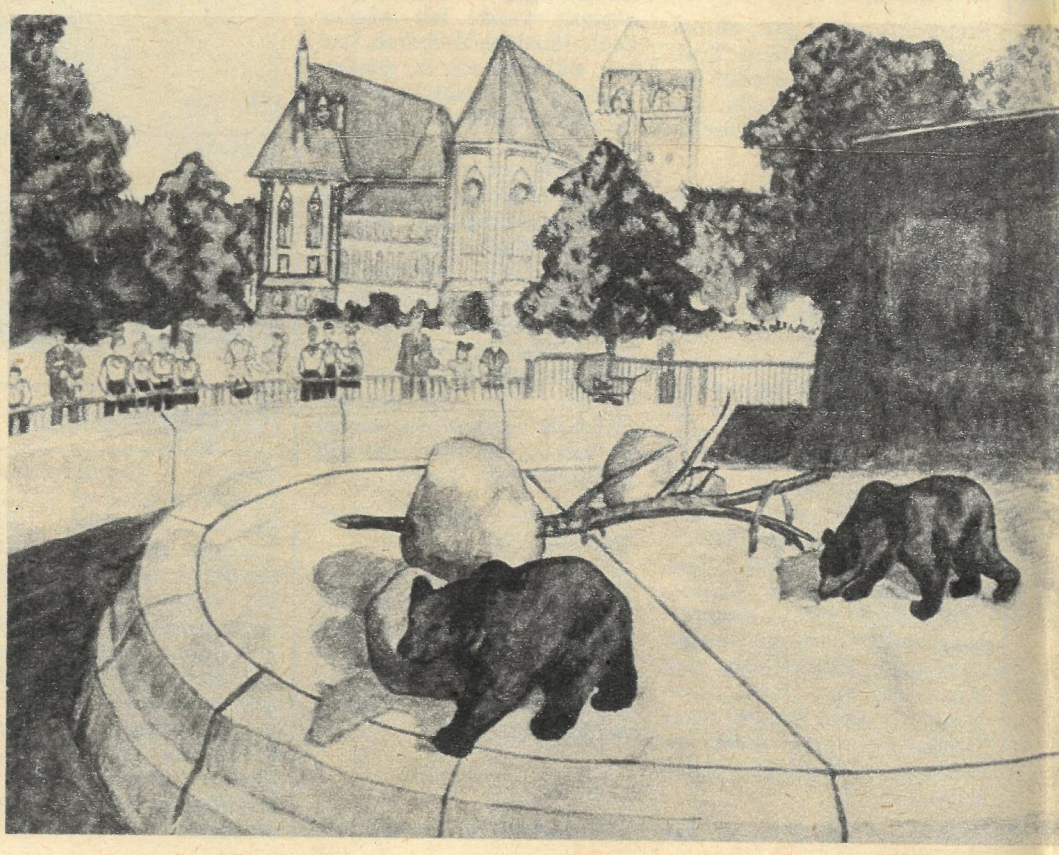
Die Narbe im Herzen

Michiko wurde in Nagasaki geboren, der Stadt, in der im August 1945 mehr als 70 000 Menschen durch eine amerikanische Atombombe unmittelbar getötet wurden, Zehntausende an den Spätfolgen starben, noch 1987 Menschen zugrunde gehen. Die Japanerin, die nie Kinder bekommen konnte, ist noch heute nicht imstande, über die Schrecken zu reden, die sie überlebte. Die Fünfundfünfzigjährige hat sie aufgeschrieben: „Es war zwei Tage nach meinem 13. Geburtstag. Ich sah ein Flugzeug am Himmel, hörte eine Explosion und lief in unser Haus. Das nächste, was ich weiß: Ich war unter unserem Haus verschüttet. Wie lange ich dort bewußtlos gelegen habe, weiß ich nicht. Ich bin von einem hellen Licht aufgewacht und rief meine Mutter zu Hilfe, und nach einiger Zeit kam sie mit meiner Schwester zu mir. Sie waren schrecklich zugerichtet. Blut lief über ihren ganzen Körper. Ich konnte nicht glauben, was ich sah. Um mich herum war alles verwüstet. Die gesamte Stadt war zerstört, überall brannte es… Meine Tante hatte gerade ein Baby bekommen, ein Mädchen. Es war zwei Monate und vier Tage alt. Und sie hatte drei andere Kinder. Wir sind zu ihr gegangen, um nach ihr zu sehen. Das Baby lag tot in ihrem Arm. Meine Tante lag unter den Trümmern ihres Hauses begraben. Wir konnten sie nicht bewegen. Immer, wenn wir es versuchten, wurden ihre Schmerzen schlimmer. Das Feuer bewegte sich immer schneller auf uns zu… Meine Tante bat uns, ihre Kinder an uns zu nehmen und sie zu verlassen. Der vier- und der siebenjährige Junge waren nicht schwer verletzt, aber mein fünfzehnjähriger Cousin war vom Kopf bis zu den Füßen verbrannt. Er stand zitternd vor uns… Eine Nachbarin meiner Tante flehte mich an, ihren Sohn zu retten und gab ihn mir in die Arme. Er war schon tot. Um die Nachbarin glücklich zu machen, brachte ich ihn zu einem geschützten Platz. Bevor wir die Mutter des Jungen und meine Tante verließen, drehte ich mich noch einmal um, aber sie waren schon im Feuer verschwunden… Schließlich fanden wir eine Höhle. Wir blieben drei Tage dort, ohne Lebensmittel und ohne Wasser zum Trinken. Mein fünfzehnjähriger Cousin konnte bald nicht mehr sitzen wegen seiner Verbrennungen. Leidend, ohne jede Hilfe, stand er in der Höhle. Ich dachte, wenn es eine Hölle gibt, dann ist sie das hier. Mein Cousin bat mich um Wasser. Einige Tropfen konnte ich an den Wänden der Höhle auffangen. Kurz, nachdem ich sie ihm gegeben hatte, starb er… Das Feuer in der Stadt erlosch langsam. Es hatte zu regnen begonnen, das Wasser überflutete unsere Höhle. Meine Mutter verließ mit uns die Stadt, um einen sicheren Platz für uns zu suchen. Schließlich erreichten wir ein Dorf. Wir waren schon sehr schwach und nervlich am Ende. Sehr nette Freiwillige gaben uns Reis und einen Schlafplatz für die Nacht. Am nächsten Tag fuhren wir mit einem kleinen Boot zu meiner Großmutter. Ich weiß bis heute nicht, wie wir das geschafft haben. Wir waren verseucht von dem radioaktiven Niederschlag. Am ganzen Körper hatte ich Ausschlag, Beulen und rote Blasen. Ich verlor meine Haare und hatte Fieber. Meine beiden Cousins starben eine Woche später. Mit meinem Onkel gingen meine Mutter und ich in ein Krankenhaus, aber dort konnte uns niemand helfen. Es gab keine Medizin. Der Arzt sagte meinem Onkel: ‚Bringen Sie die Mutter mit ihrem Kind nach Hause, die werden den heutigen Tag nicht überleben.' Auf dem Weg nach Hause kamen wir an Wasser vorbei, meine Mutter nahm einen Schluck davon. Sie sagte: ‚Vorzüglich.' Das waren ihre letzten Worte. Obwohl ich fast meine ganze Familie verloren hatte, konnte ich nicht weinen. Ich glaubte, ich sei die nächste, die ihnen folgen würde. Es war ein Wunder, daß ich überlebte. Meine Wunden sind verheilt, aber es ist eine große Narbe in meinem Herzen geblieben."

Tina Lorscheidt, „elan"

Moskau–Berlin

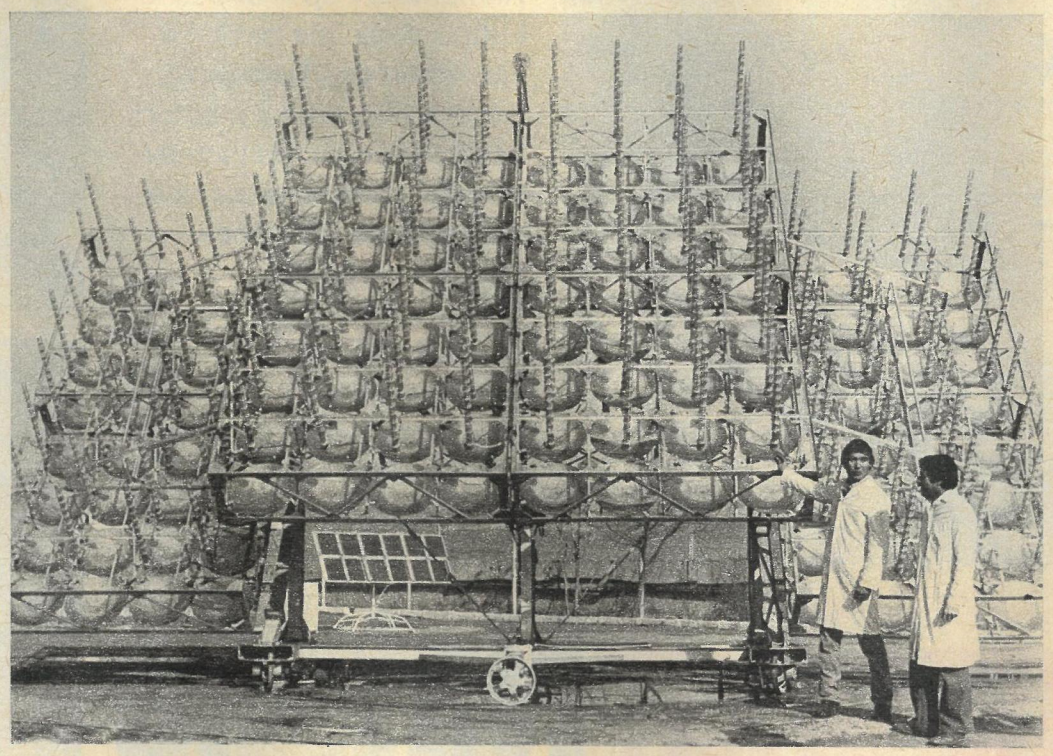
Ende '86 hatte der Bezirksvorstand Berlin der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft Moskauer Schüler zu einem Zeichenwettbewerb aufgerufen. Das Ergebnis – rund 300 ausgewählte Arbeiten – ist nun bis zum 18. September im Haus der sowjetischen Wissenschaft und Kultur in unserer Hauptstadt zu sehen: Zeichnungen aus Berlins Schwesterstadt, angefertigt mit Liebe, Spaß und Phantasie. Zum 70. Jahrestag des Roten Oktober werden in Moskau 100 Teilnehmer durch den DSF-Bezirksvorstand Souvenirs sowie 50 weitere Mal- und Zeichenutensilien bekommen. Fünf Preisträger erwartet eine DDR-Reise.



Die Würfel sind gefallen

Am 25. August (7. September) gibt General Kornilow bekannt: „Ich, General Kornilow, der Oberbefehlshaber, erkläre, daß ich die Macht ergreife, um Rußland vor dem Untergang zu retten. Die Provisorische Regierung folgt den bolschewistischen Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten…" Dem General kommt es auf eine Lüge mehr oder weniger nicht an, denn weder sind die Sowjets in ihrer Mehrheit bolschewistisch, noch hat sich die Regierung den Bolschewiki angeschlossen. Als Regierungschef Kerensky merkt, daß mit Kornilow keine Übereinkunft möglich ist, verkriecht sich „die prostituierte Demokratie … hinter dem Rücken der Arbeiter", wie Antonow-Owsejenko, führendes Mitglied der Bolschewiki, schreibt. Die Partei stellt sich dem Kampf gegen Kornilow, teilt jedoch öffentlich mit: „An dem Kampf, der sich jetzt zwischen der Koalitionsregierung und der Partei Kornilows abspielt, stehen sich nicht Revolution und Konterrevolution gegenüber, sondern zwei verschiedene Methoden der konterrevolutionären Politik…" Doch Kornilow ist momentan die größere Gefahr. Die Würfel sind gefallen. Nachdem Kornilow die Stadt Riga vorsätzlich den Deutschen ausgeliefert hat, um für Petrograd vom Westen her eine Bedrohung zu schaffen, sammelt er Truppen gegen die Hauptstadt. Im Hauptquartier in Pskow wundert sich General Bontsch-Brujewitsch, den der Offiziersklüngel verächtlich einen „Sowjetgeneral" nennt, wie Kornilow mit zwei bis drei Divisionen die Massen niederringen will. Die Verteidiger Petrograds bekommen den General nicht einmal zu sehen. Vertrauend auf die „Wilde Division" aus turkmenischen und kaukasischen Mohammedanern und ihre Unkenntnis der russischen Sprache, glaubte er sie vor revolutionären Einflüsterungen sicher. Mohammedanische Sozialisten jedoch fordern sie „im Namen Marx' und Mohammeds auf", sich nicht gegen die Revolution zu stellen und haben Erfolg, erheitert sich Albert R. Williams. Der konterrevolutionäre Spuk ist beendet, und Kornilow kommt in die Lage, in der einst König Richard III. war, dem für die eigene Rettung ein „Königreich für ein Pferd" angemessen schien.

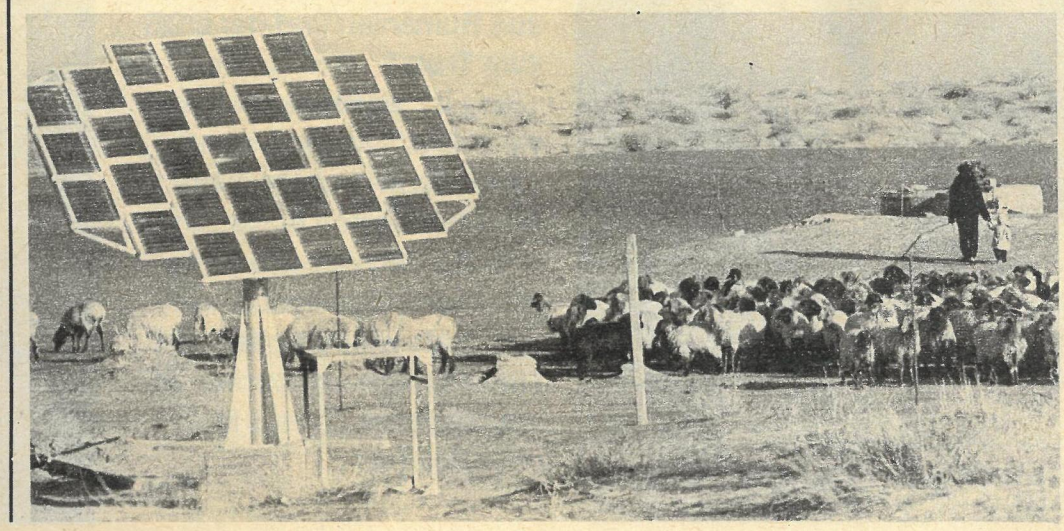
Hans Bergmann



Tränke am Sonnenbrunnen

Obwohl die Sowjetunion über große Vorräte an fossilen Energieträgern verfügt, unternimmt das Land viele Anstrengungen, um alternative und möglichst unerschöpfliche Energiequellen zu erschließen. Zwei Methoden werden hauptsächlich untersucht: die Ausnutzung des lichtelektrischen Prozesses (Photovoltaik) und das Sammeln von Wärmestrahlen. Der der Photovoltaik zugrunde liegende Prozeß wurde vor mehr als 100 Jahren durch den französischen Physiker Becquerel erstmals beobachtet. Er stellte fest, daß bei der Bestrahlung bestimmter Festkörper, die wir heute den Halbleitern zuordnen, elektrischer Strom auftreten kann. So verwendet man speziell dotiertes – das heißt mit Fremdatomen versetztes – Silizium zur direkten Gewinnung von Elektrizität aus Sonnenlicht. Wirkungsgrade von 18 Prozent im Labor und 10–12 Prozent im großtechnischen Prozeß werden inzwischen erzielt. Eine Siliziumfläche von einem Quadratmeter liefert 100–120 Watt, ausreichend zum Betrieb eines kleineren elektrischen Gerätes. Die Ausnutzung der einfallenden Wärmestrahlung – der zweite Weg – kann auf recht unterschiedliche Art erfolgen; eine großtechnisch aussichtsreiche Methode besteht darin, die Sonnenstrahlen durch Spiegel zu sammeln und auf einen Dampferzeuger zu fokussieren. Hier wird besonders nach wirkungsvolleren und kostengünstigeren Lösungen gesucht. In der Nähe von Kertsch auf der Krim wurde ein Solarkraftwerk mit einer Leistung von 5000 Kilowatt errichtet, dessen 1600 Spiegel mit einer Fläche von jeweils 25 Quadratmetern die Sonnenstrahlen auf einen Dampferzeuger richten, der in einem 80 m hohen Turm untergebracht ist. Die Spiegel werden elektronisch gesteuert und stets genau auf die Sonne ausgerichtet. Der entstehende Dampf mit einer Temperatur von 250 Grad Celsius treibt einen Turbogenerator. Experten halten allerdings dezentral betriebene lichtelektrische Anlagen für ökonomisch sinnvoller. Eine Versuchsstation arbeitet beispielsweise im Gebiet Aschchabad (Turkmenische SSR) und liefert einem Kolchos Strom zum Antrieb von Wasserpumpen, die das kostbare Naß aus Tiefbrunnen zur Tränke befördern (Foto unten). Es ist daran gedacht, diese Energiequelle auch für Haushalte zu verwenden. Doch Sonnenenergie läßt sich nicht nur in südlichen Gefilden nutzen. In der Barentssee nahm die UdSSR als erstes Land der Erde ein Solarkraftwerk nördlich des Polarkreises in Betrieb, das eine Forschungsstation mit Energie versorgt und nahezu autark arbeitet. Kernstück der Anlage ist ein Schirm mit photoelektrischen Elementen. Das karge Licht in den Sommermonaten reicht aus, um den Stromverbrauch der Station zu decken. Entwickelt wurde das Mini-Kraftwerk im sonnenreichen Usbekistan am physikalisch-technischen Akademieinstitut (Foto oben).

Dr. Thomas Reuter



● Gut gesagt

Ich halte die Kunst für eine Produktivkraft, auch wenn ihr Nutzen nicht in Litern, Zentnern, Tonnen oder Raumflughöhenrekorden statistisch sichtbar gemacht werden kann.

Erwin Strittmatter, Schriftsteller, DDR

● Am Rande

Beim Sichten von Archivbeständen im rumänischen Landkreis Maramures stieß man auf eine Akte mit einer angeklammerten Heuschrecke. Es handelt sich um den Bericht eines Amtsschreibers über die große Heuschreckenplage im Jahre 1848, dessen Glaubwürdigkeit er mit beigefügtem Tier untermauern wollte. – Gefräßiges corpus delicti!

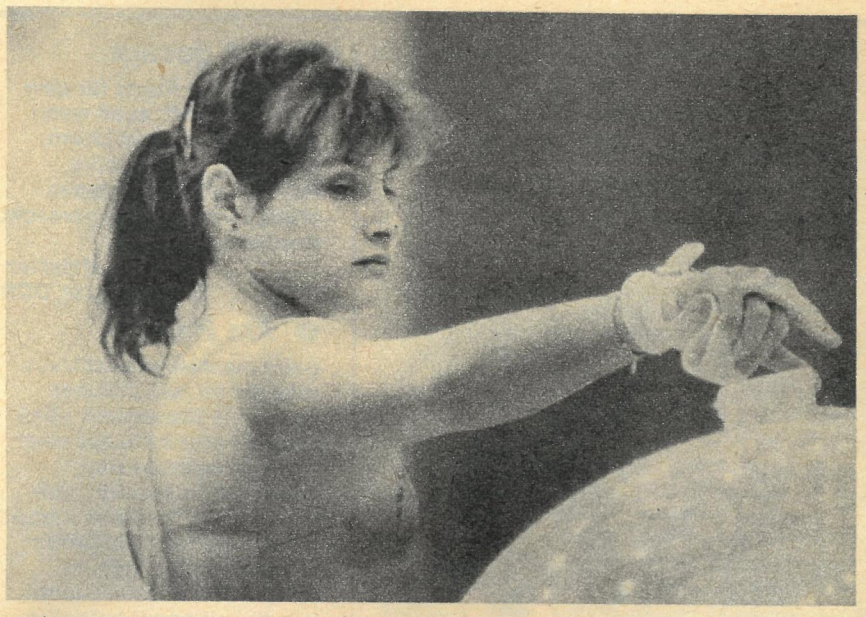
● Persönliches

Über 50 000 Käfer besitzt der begeisterte Hobby-Entomologe Viktor Sobotka in Březnice bei Gottwaldov (ČSSR). Seit 50 Jahren bereits reitet er sein sechsbeiniges Steckenpferd, sammelt und klassifiziert er Käfer aus aller Welt, die er in mehr als 250 großen Schachteln aufbewahrt.

Aus durchschnittlich 25 000 Einzelteilen bestehen die Wasserfahrzeuge, die der bulgarische Modellbauer Nedeltscho Schischkow seit 30 Jahren anfertigt. Seinem neuesten Prunkstück, der 1690 gebauten spanischen Galeone „San Felipe", verdankt er drei Goldmedaillen bei internationalen Meisterschaften.

1947 baute der Tischlerlehrling Imre Tóth aus Hajdunánás in Ostungarn seine erste Geige. Inzwischen wurde aus dem Hobby Beruf – heute gilt er als Meister seines Faches, der trotz aller Routine an einer Violine oder Bratsche rund 200 Stunden arbeiten muß.

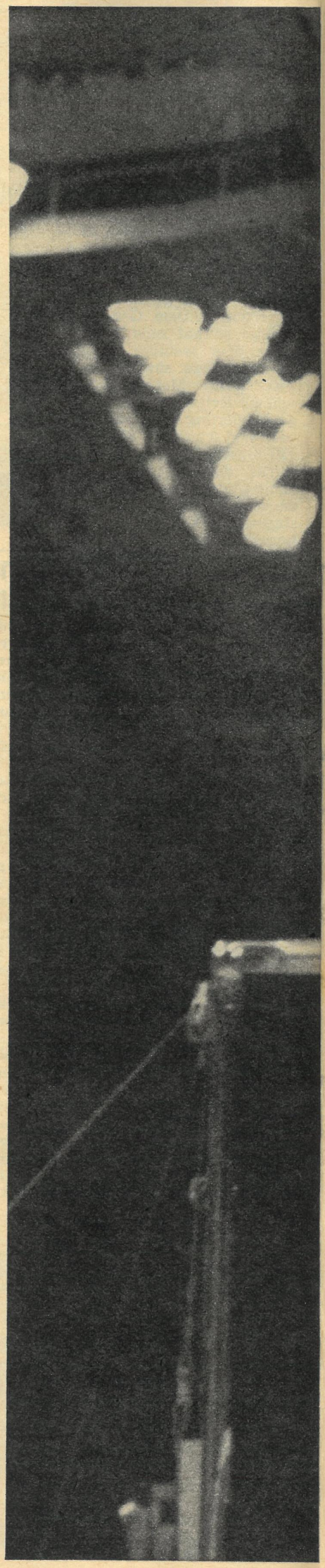
Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: F. Wegner, TASS/Meteliza, Muradow, Kasanzew, ČTK, MTI/Oláh, VNA/ Nguyen Tan; Repro: V. Hohlfeld (4), elan; Vignette: D. Schüler.

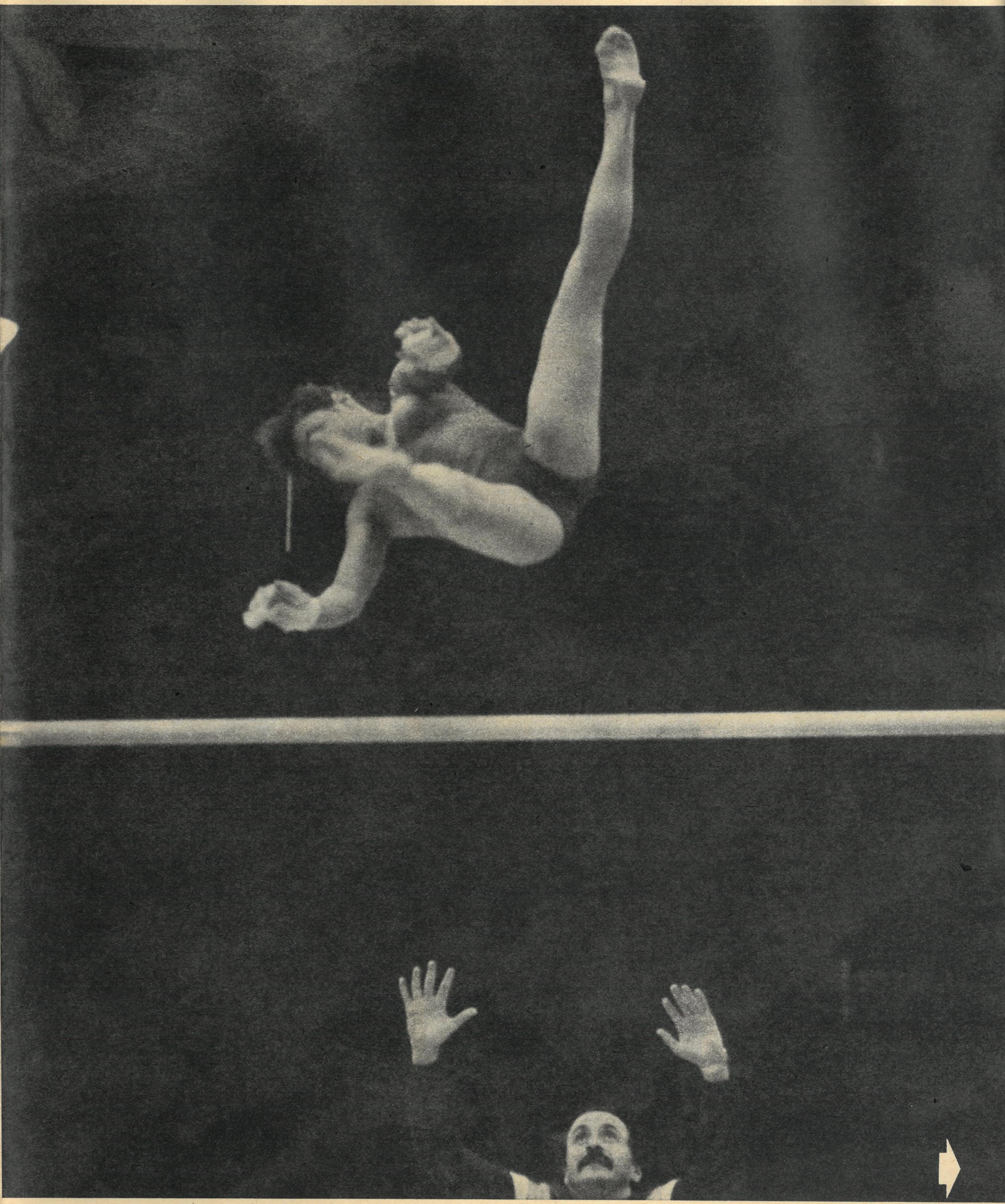


Anmut und Pep – und eine Luftnummer, die zu den exklusivsten des Turnsports gehört: Pirouette mit sofort anschließender Tkatschew-(Konter-)Grätsche am oberen Holm des Stufenbarrens. Das ist Jelena Schuschunowa. 1969 in Leningrad geboren. Jetzt, achtzehnjährig, 1,46 Meter groß und 41,5 Kilogramm schwer. Eine der besten Turnerinnen weit und breit. Europa- und Weltmeisterin

„Schuschu", Natalie und die Zigeunerin

1985 im Mehrkampf. Also in wenigen Wochen, wenn es in Rotterdam wieder um die „große Wurst" geht, eine der Titelverteidigerinnen – denn ihre damals in Montreal punktgleiche Freundin Oksana Omeljantschik ist das auch. Mitte Juli wurde die „First Lady Schuschu" Universiade-Mehrkampfsiegerin mit 39,90 von 40 möglichen Punkten. In den Gerätefinals erhielt sie dann ebenfalls Höchstnoten in Serie. Ein gutes Omen für Rotterdam? Der starken Konkurrenz in der eigenen Mannschaft sowie vor allem auch aus Rumänien und der DDR zum Trotz? „Ihre Turnleistung ist ‚erwachsener' als sie selbst", sagte Trainer Viktor Gawritschenko einmal über seinen Schützling. Was der Moskauer Journalist Andrej Bataschow mit dem Satz wiederholte: „Die Turnerin Schuschunowa ist erwachsener als das Mädchen Jelena."





„Schuschu", Natalie und die Zigeunerin

Von Natalja Kutschinskaja stammt, von ihr so wohl gar nicht beabsichtigt, ein für alle Zukunft unwiderlegbarer sportlicher Aphorismus: „Ohne Vokabeln keine Sprache, ohne Training kein Sieg." Sie beherrschte denn auch die Vokabeln des Siegens aus dem Effeff, wurde dreifache Weltmeisterin und doppelte Olympiasiegerin. Aber da war noch etwas anderes. Weil schon Nataschas bloßes Erscheinen auf der Turnbühne „sogar strenge, ernste Gesichter erhellte und sanfter machte" (Wladimir Golubjew), trällerten bei Olympia '68 mexikanische Mariachis das extra für sie geschaffene Lied „Natalie" und besangen sie als „Braut von Mexiko".

Nach der Maxime „Leistung mit Anmut" lebte auch Kutschinskajas turnerische Zeitgenossin Larissa Petrik. Eine Frau, die zu den unvergessenen Olympioniken des Bodenturnens gehört und der das schwärmerische Attribut zuteil wurde, sie bewege sich auf den 144 Quadratmetern Teppich mit nahezu „zigeunerischer Leidenschaft". Zuallererst aber ist die Petrik die jüngste sowjetische Mehrkampfmeisterin, die es je gegeben hat. Damals, 1964, war sie fünfzehn.

Jetzt ist sie verheiratet, mit dem einstigen Olympiasieger und Weltmeister Viktor Klimenko. Dem hat sie zwei Söhne geschenkt, bei deren Anblick sie immer eine Antwort auf die Frage weiß, „wie ich als Mutter sein muß, damit ich für meine Jungen stets ein Freund bleibe und für sie nicht alt werde". Der eine, auch ein Viktor Klimenko und deshalb Viktor II., ist Tanzeleve beim Moskauer Bolschoi – „und dabei mit seinen Emotionen und seiner Phantasie ganz die Mama". Sagt Larissa.

Als Turnerin ist die weiterhin unter ihrem Mädchennamen registrierte Larissa Petrik nie in Vergessenheit geraten. Gleichwohl tut sie das ihre hinzu, damit so etwas auch nicht geschieht: Sie ist Moderatorin und Redakteurin beim Fernsehen, immer dann zu hören und zu „besichtigen", wenn irgendwo in der Welt um Lorbeer geturnt wird. Daß sie in ihrem Metier Kompetenz besitzt, liegt auf der Hand. Und daß es ihr, als sie noch aktiv war, vornehmlich darauf ankam, „den Zuschauern zu gefallen und sie zu gewinnen statt unbedingt zu siegen", bringt sie als eine Art Glaubensbekenntnis auch heute noch an den Mann. Sie hat früher öfter verloren als sie gewann, aber das wäre der simpelste Hinweis auf Petriks Kredo, „trotz ständiger Jagd nach Medaillen nicht die Beschwingtheit und das pure Vergnügen einzubüßen, denn ohne beides kann sich eine Turnerin nicht voll entfalten."

Da die Weltmeisterschaften vor der Tür stehen, ist Larissa Petrik nach ihrer UdSSR-Mannschaft 1987 gefragt worden. Sie nannte die Weltmeisterinnen Jelena Schuschunowa (nun auch – mit serienweise Höchstnote 10 – gekröntes Haupt der Universiade von Zagreb), Oksana Omeljantschik und Olga Bitscherowa sowie Alewtina Prjachina, Swetlana Baitowa und Jelena Schewtschenko. Diese Auswahl begründete sie mit dem Satz: „Wenn ich heute eine Mannschaft zu formieren und dem leidigen Zuschauerschwund zu begegnen hätte, würde ich nicht nur Mädchen einladen, die ausschließlich mit allerhöchsten Schwierigkeiten glänzen, sondern auch solche, die hübsch und ansehnlich sind und den Leuten gefallen."

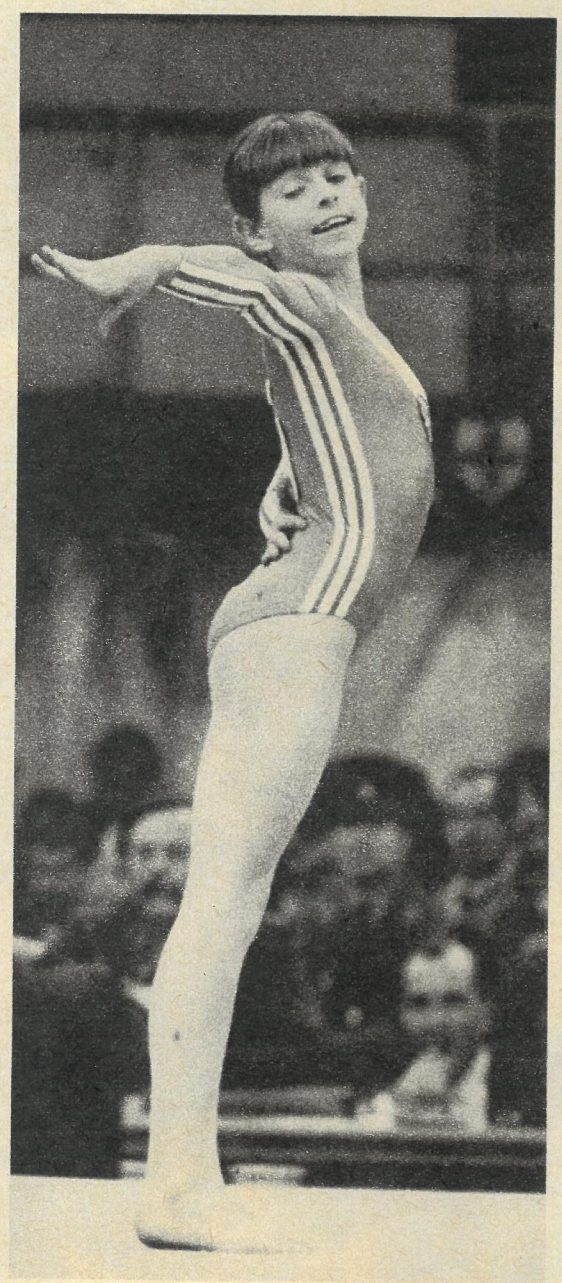
Sie selbst hat vor rund zwei Jahrzehnten in verschiedenen Mannschaften mit Turnerinnen gestanden, die an Können und Ausstrahlung alles zu bieten hatten. Mit der Gold-Königin der olympischen Geschichte, Larissa Latynina, und der „russischen Birke" Polina Astachowa. Mit der neunzehnfach vergoldeten Ljudmila Turischtschewa und der schönen Ljubow Burda, die denn auch der über beide Ohren verliebte Goldgräber Nikolai Andrianow zur Frau nahm. Mit Natalja Kutschinskaja und der filmreifen Olga Karassjowa... Und wer wäre aus den nachfolgenden Generationen zuerst für eine der Riegen in Frage gekommen, in denen Larissa Petrik einst auftrat? „Olga Korbut", antwortete sie wie aus der Pistole geschossen. „Sie erfand nicht nur den zu ihrer Zeit höllisch schwierigen Korbut-Flickflack – sie konnte entzücken."

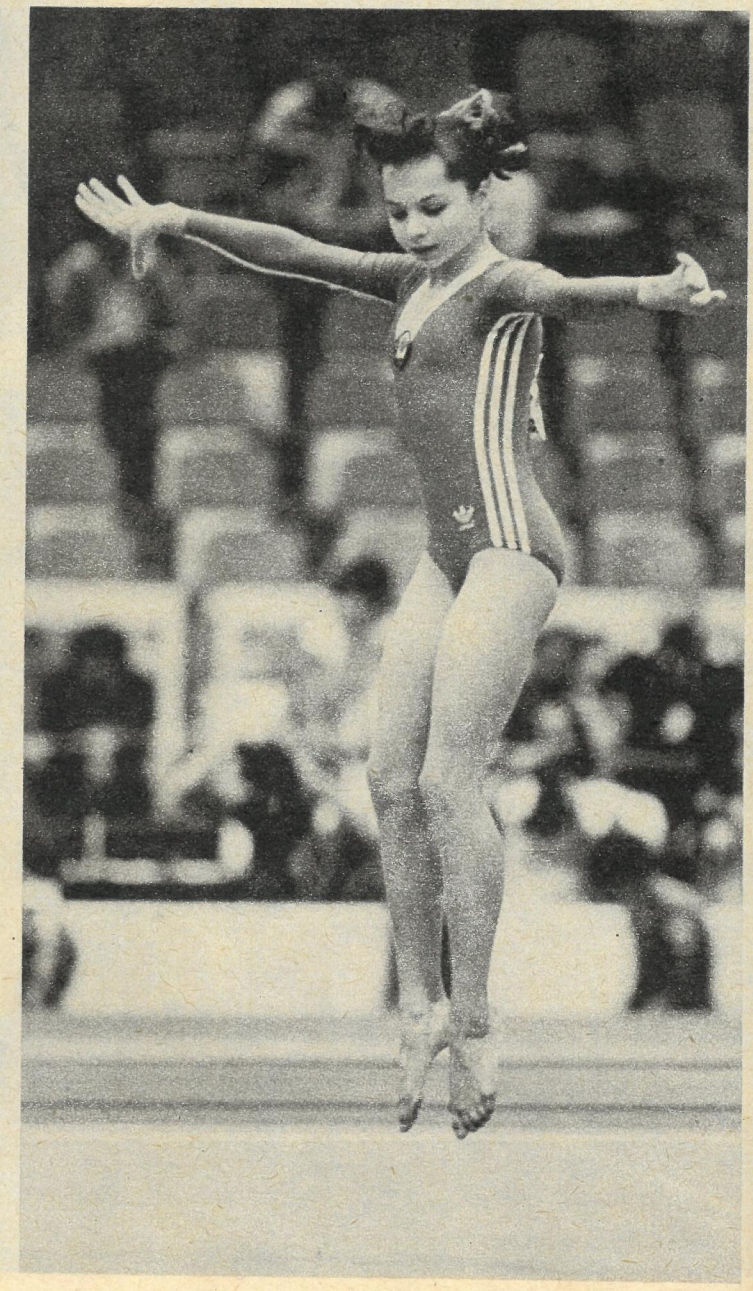
Nostalgische Sätze wie „Damals, zu unserer Zeit..." zu verwenden, sei nicht ihre Welt, sagt Larissa Petrik. „Wir waren ganz normale Mädchen und lebten auch, wie eben junge Mädchen, fröhlich und unbeschwert in den Tag hinein. Mir imponierte, wenn sich Natalja Kutschinskaja in den Verschnaufpausen während des allemal harten Trainings mühte, Gedichte von Jessenin auswendig zu lernen. Oder wenn Olga Karassjowa in jeder freien Minute französische Vokabeln büffelte, weil sie sich in den Kopf gesetzt hatte, einmal Dolmetscherin zu werden. Solche interessanten und harmonischen Persönlichkeiten gibt es auch heute, gleichwohl wäre ich froh, wenn das eine oder andere Talent etwas mehr auf eine Frage zu antworten hätte als mit ‚ja' oder ‚nein'..."

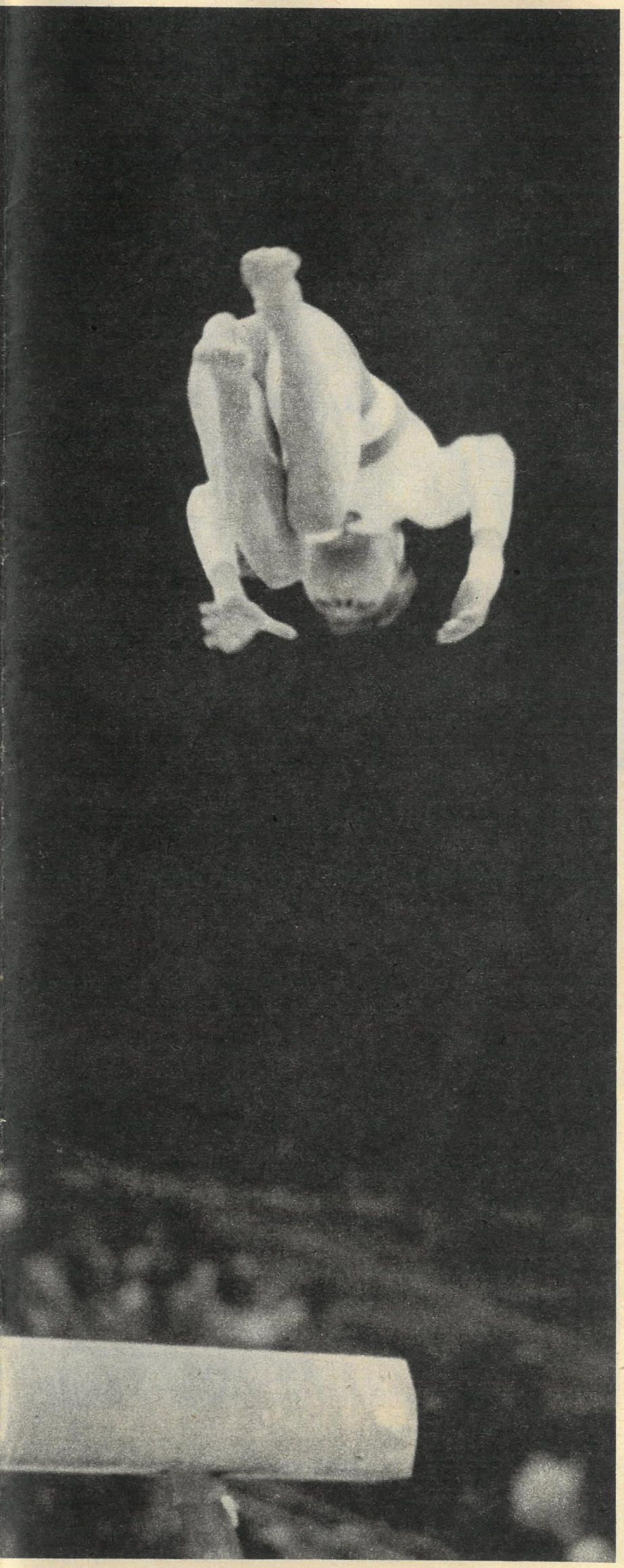
Zu ihrer Zeit, sagt Larissa, sei das Bodenturnen das Maß aller Dinge gewesen. „Wer in dieser Disziplin auch noch einen Sieg errang, war eine Königin. Ich gestehe, daß ich mich ihr auch am liebsten zuwandte, weil ich beizeiten spürte, daß hier am ehesten der Funke zum Publikum übersprang – und nicht nur die akrobatischen Reihen, sondern auch die Choreographien dazu angetan waren, sich so zu zeigen, wie man eben ist. Ich wollte am Boden stets etwas bieten, was dem Publikum gefiel – und mir selbst auch."

Larissa Petrik träumte davon, am Boden Schtschedrins „Carmen" zu zeigen. „Leidenschaftliche und starke Charaktere zogen mich an, und als es mit der Carmen nichts wurde, begann ich mit Motiven aus Strelnikows Operette ‚Die Sklavin'. Auch hier mußte ich Temperament zeigen, und das hatte ich. Mit drei einfachen Schritten, angedeuteten Spreizsprüngen, überquerte ich die halbe Matte. Wie mir das gelang, weiß ich heute noch nicht. Und die Zuschauer waren wie aus dem Häuschen."

Aber die Carmen ging ihr nicht aus dem Sinn. Um diesen immer







wiederkehrenden Traum zu verwirklichen, fuhr sie während der Vorbereitungszeit auf Olympia '68 in Mexiko-Stadt zum musikalischen Leiter der sowjetischen Auswahl, Jewsej Wewrik, nach Leningrad. Der aber redete ihr im Verein mit seiner Frau Aida Selesnjowa die Carmen ebenfalls aus und schlug ihr vor, ihre olympische Bodenkür nach der Arie der Tatjana aus „Eugen Onegin" zu gestalten. „Dann sollte ich noch einen Schlager für das Schauturnen einstudieren. Wir wählten Musik aus dem Film ‚Das letzte Lager' – eine alte, aber feurige, mir auf den Leib geschneiderte Zigeunerromanze."

Nach Witebsk zurückgekehrt, führte Larissa Petrik ihre „Tatjana" vor. Alle waren zufrieden, doch bei einem Schauturnen in der Schweiz trat die Petrik erstmals als „Zigeunerin" auf. Der Saal tobte vor Begeisterung, und nach Hause zurückgekehrt, sprach Cheftrainerin Larissa Latynina ein Machtwort: „Zeige das, womit du in der Schweiz Furore gemacht hast." So kam es, daß die „Zigeunerin" Larissa Petrik ihre arme „Tatjana" vergaß.

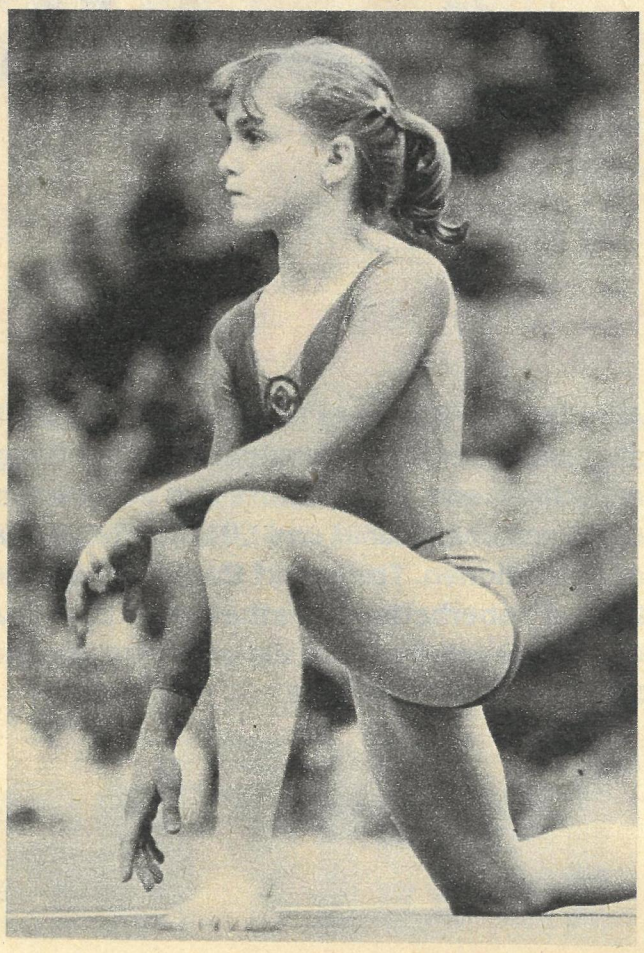
Und dann Mexiko. „Es war, als geschähe ein Wunder. Ich tanzte und sprang in den siebenten Himmel. Was mit mir geschah, weiß ich bis heute nicht. Jedenfalls war es nicht allein die Goldmedaille, die mich so glücklich machte. Es gelang mir vielmehr, mich, die Petrik, darzustellen. Noch nie in meinem turnerischen Leben hatte ich solche Empfindungen – die ich dann später vergebens ins Bewußtsein zurückzurufen versuchte. Ich machte die bittere Erfahrung, daß die Kür von Mexiko mit dieser Emotion nicht noch einmal zu wiederholen war."

Und was wurde aus Carmen? Die tanzte Larissa Petrik doch noch. Als Artistin bei „Roskonzert". Auf einem höheren und breiteren Balken als dem, der im Turnsport üblich ist. Und zwar so gekonnt, daß die Zuschauer – mit der „Habanera" im Ohr – das Gefühl hatten, als tanze „Carmen" Petrik auf einer Messerklinge. Sechs Jahre lang zeigte L. P. diese Nummer, dann war sie des Nomadenlebens überdrüssig, zog sich in den Schoß der Familie zurück und studierte an der Lomonossow-Universität das Handwerk des Journalisten.

Nun ist WM-Zeit. Larissa Petrik bereitet sich als Kommentatorin auf ihren Rotterdamer Auftritt vor. Sie weiß bis ins kleinste Detail genau, was jede der sowjetischen Weltmeisterschafts-Kandidatinnen an den einzelnen Geräten zu bieten hat. Kein Element, was sie nicht fachgemäß und verständlich erklären kann. Sie schwärmt von der blutjungen Alewtina Prjachina, und das nicht nur, weil bei der Entwicklung dieses Talents die Klimenkos ihre Hand im Spiel haben. Und Larissa baut auch auf die Schuschunowa. „Dieses heitere Mädchen mit dem ernsten Gesicht erinnert mich oft an Schachlin – der schaute auch so drein, wenn er ans Gerät trat. Und dann turnte er wie ein junger Gott..." Oksana Omeljantschik ist da von anderer, ebenfalls sympathischer Art. Ein bißchen „Natalie"...

Nina Kalugina,
Hans Richard Vollbrecht

Fotos: Karlheinz Friedrich (6), APN

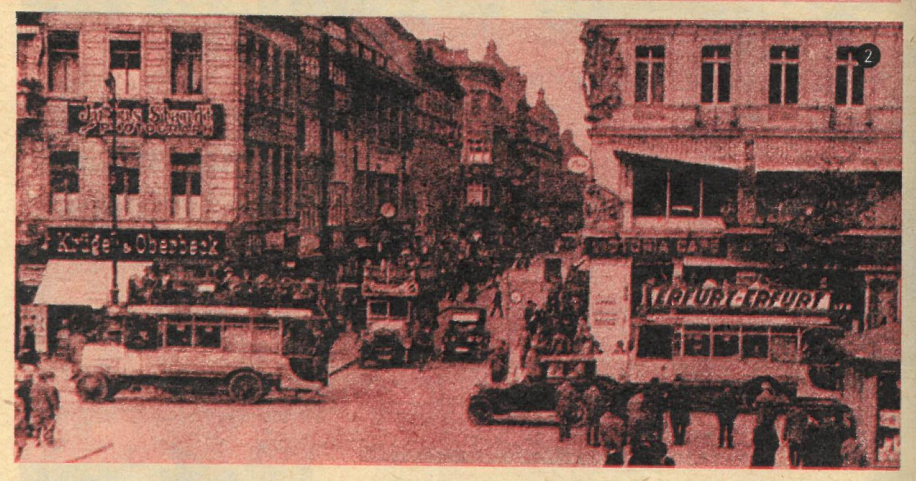


Oksana Omeljantschik (links außen) stand vor zwei Jahren gemeinsam mit „Schuschu" auf dem höchsten Siegerpodest des Mehrkampfes. Auch Olga Bitscherowa (links Mitte) war schon (1981) Mehrkampf-Weltmeisterin und ist mit 21 Jahren die „Seniorin" in Petriks Wunschriege. Alles noch vor sich haben Alewtina Prjachina (links) und Swetlana Baitowa (rechts). Die 14jährige Prjachina kann mit dem doppelten Tsukahara am Boden einen Sprung aus dem Raritätenkabinett der Männer.

1

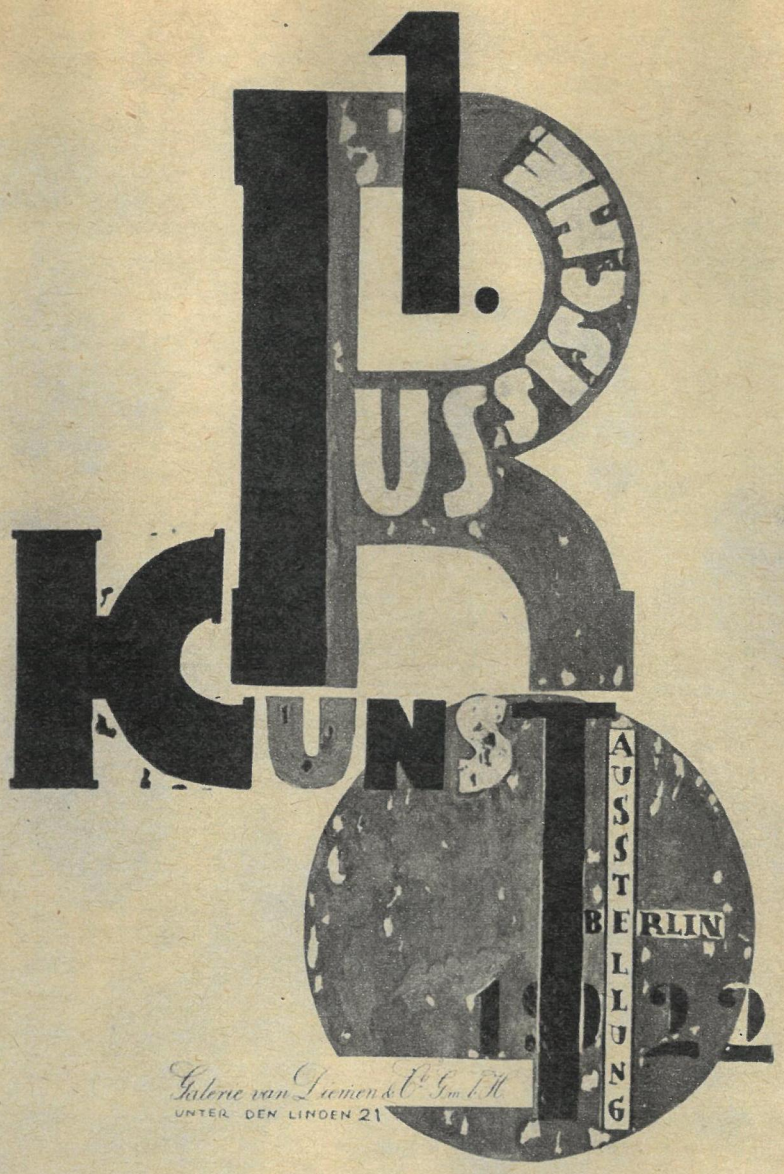
1922 in Berlin

Allenthalben hört man russische Laute. Zu Tausenden sind sie in der Stadt; weißgardistische Emigranten, Unentschlossene, Abgesandte des Sowjetstaates. Große der russischen Kunst und Literatur begegnen Großen anderer Nationen. Treffpunkt Berlin. Im unentwirrbaren Knäuel fieberhaften Kunstbetriebs: Zum 5. Jahrestag der Oktoberrevolution wird die erste Kunstausstellung Sowjetrußlands eröffnet.



2

Treff bei van Diemen



❸ ❹

Erste Russische Kunstausstellung in Berlin

Die jetzt in Berlin durch das „Kommissariat für Volksbildung" und des Auslandskomitees der Internationalen Arbeiterhilfe für die Hungernden in Rußland veranstaltete erste Russische Kunstausstellung verfolgt einen doppelten Zweck: einerseits hat man in der ausländischen sowohl wie in der russischen Emigrantenpresse einmal wieder behauptet, daß die russische Kultur vernichtet worden sei, daß es keine Kunst mehr gäbe, es mußten Briefe von in Rußland ganz unbekannten Künstlern herhalten, in denen diese erklärten, daß es in Rußland keine Farbe mehr gäbe, daß es unmöglich sei, dort zu leben, daß es überhaupt undenkbar sei, unter den gegebenen Bedingungen zu arbeiten. Als wir, russische Künstler, in Rußland während der Blockade solchen Zeug da lasen, zuckten wir die Achseln, denn nirgends — jetzt können wir es mit Nachdruck sagen — in keinem Lande des Westens haben die Künstler und die Kunst eine schonendere, ehrfurchtsvollere Behandlung erfahren, als eben bei uns in Sowjetrußland. Die Tatsache, daß alte Museumsschätze erhalten und ergänzt wurden, daß die

Joukowski: Russisches Dorf im Winter.

Revolutionäre Kunst und Kunst der Revolution.

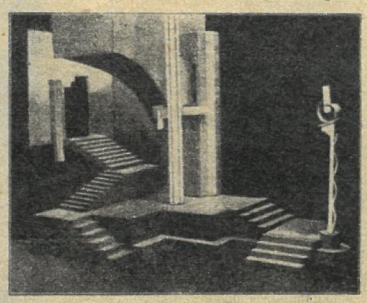
Von Arthur Holitscher

Die Auflösung einer Zeit, Herauskommen und Werden einer neuen, fühlen und verkünden die empfindlichen Nerven der Künstler früher, als die mit realen Dingen wirkende Kraft der Politiker, Lenker und Erneuerer der Wirtschaft. (Nicht so verhält es sich mit den großen Führern, Apostel-Theoretikern der Revolution: sie sind in Wirklichkeit Väter, Seher, mit visionärem Prophetenmut begabt wie die Künstler, die die Materie des Raumes beherrschen.)

Blickt man auf die Entwicklung der Kunst in den letzten halben Jahrhundert zurück, so überrascht die Fülle der mit blickster Irritation aufeinander folgenden Richtungen, Schulen, die Vorahnung der großen Umwälzung, die nun über die Welt hereingebrochen ist, Sturmvogelschwärme der Revolution.

Was an dem Neuen in der Kunst wahrhaft neu und gestaltige Revolution bedeutet, empfinden außer den großen

D. Sternberg: Stilleben (Kontraste).



Nathan Altmann: Bühnenbild aus Gutzkow „Uriel Acosta" (II. Akt)
Aufgeführt im Staatl. Jüdischen Theater zu Moskau. (Der Künstler bezeichnet seine Arbeit als: „Den materiellen Teil der Aufführung".)

wirken haben, daß das Bild an sich noch nicht vernichtet sei, daß es nicht unmittelbar mit der Produktionskunst verbunden werden könne. Hüben und drüben aber sieht man es als Notwendigkeit an, daß die Kunst den Volksmassen sich enger annähern müsse, als dies bis jetzt der Fall gewesen ist, und richtet auf diesen Umstand die ganze Aufmerksamkeit.

Leider konnte dieser Kampf in der Ausstellung nicht in vollem Maße zum Ausdruck gelangen, da wir hauptsächlich durch den Wunsch geleitet wurden, alle Richtungen der russischen Kunst der letzten Zeit durch ihre Werke darzustellen.

Wir glauben, daß dieser ersten Ausstellung weitere folgen werden und hoffen, daß das Interesse, das sie erweckt, nicht erlahmen wird. Denn die Kunst in Rußland hat Kräfte gesammelt und dank der Revolution besondere Formen angenommen, denen das Interesse unserer westlichen Kameraden sich zweifelsohne zuwenden muß. Vielleicht hat nirgends in dem Maße wie in Rußland, die moderne Kunst den ihr gebührenden Platz eingenommen. Einige Resultate dieses Prozesses wird die Ausstellung auf und wenn, wie wir es wünschen, unsere Erfahrungen, und die von uns zurückgelegte Etappe unseren westlichen Kollegen von Nutzen sein können, so werden wir uns darüber freuen.

D. Sternberg.

Museen offen sind und funktionieren, ist schon längst hergestellt worden. Aber noch nicht genügend bekannt ist der Umstand, daß, während im Westen die Künstler auf sich selber angewiesen sind, und nur die offizielle akademische Kunst vom Staate unterstützt wird, das „Kommissariat für Volksbildung" von Beginn der Revolution an den Künstlern wie den Gelehrten zur Seite gestanden hat, indem es ihnen Lebensmittelrationen („Pajoki") zuteilte, ihre Bilder bzw. wissenschaftlichen Arbeiten ankaufte usw. Die Künstler, die das Verhältnis Europas zu Rußland kannten, wollten einfach durch die bloße Tatsache ihres Daseins und durch ihre Werke dem Westen beweisen, daß sie im Lande der Revolution die Möglichkeit zu arbeiten und zu schaffen gehabt haben. Noch mehr: die künstlerische Jugend ist eng mit der Revolution verwachsen und nährt sich von ihren Säften.

Die in unserer Ausstellung gesammelten Werke geben nur einen kleinen Maßstab — da hier nur solche vorhanden sind, die man ohne Transportschwierigkeiten herüberbringen konnte — einen Begriff von dem, was auf dem Gebiet des künstlerischen Schaffens in Rußland vollbracht worden ist. Aber schon nach den Ausführungen derjenigen zu urteilen, die die Werke der Ausstellung während ihrer Vorbereitung gesehen haben, erscheint die Legende, daß die Künstler im neuen Rußland nicht gearbeitet haben oder nicht arbeiten — vollständig widerlegt, wie eine Reihe anderer Legenden auf anderen Gebieten.

Das zweite Ziel dieser Ausstellung ist, uns den westlichen Kameraden näherzubringen. Ueber Probleme, wie die revolutionäre Kunst oder die Frage: auf welche Weise die Kunst aktuell bleibt, debattieren die westlichen wie die russischen Kameraden mit gleichem Eifer. Der Kampf der alten

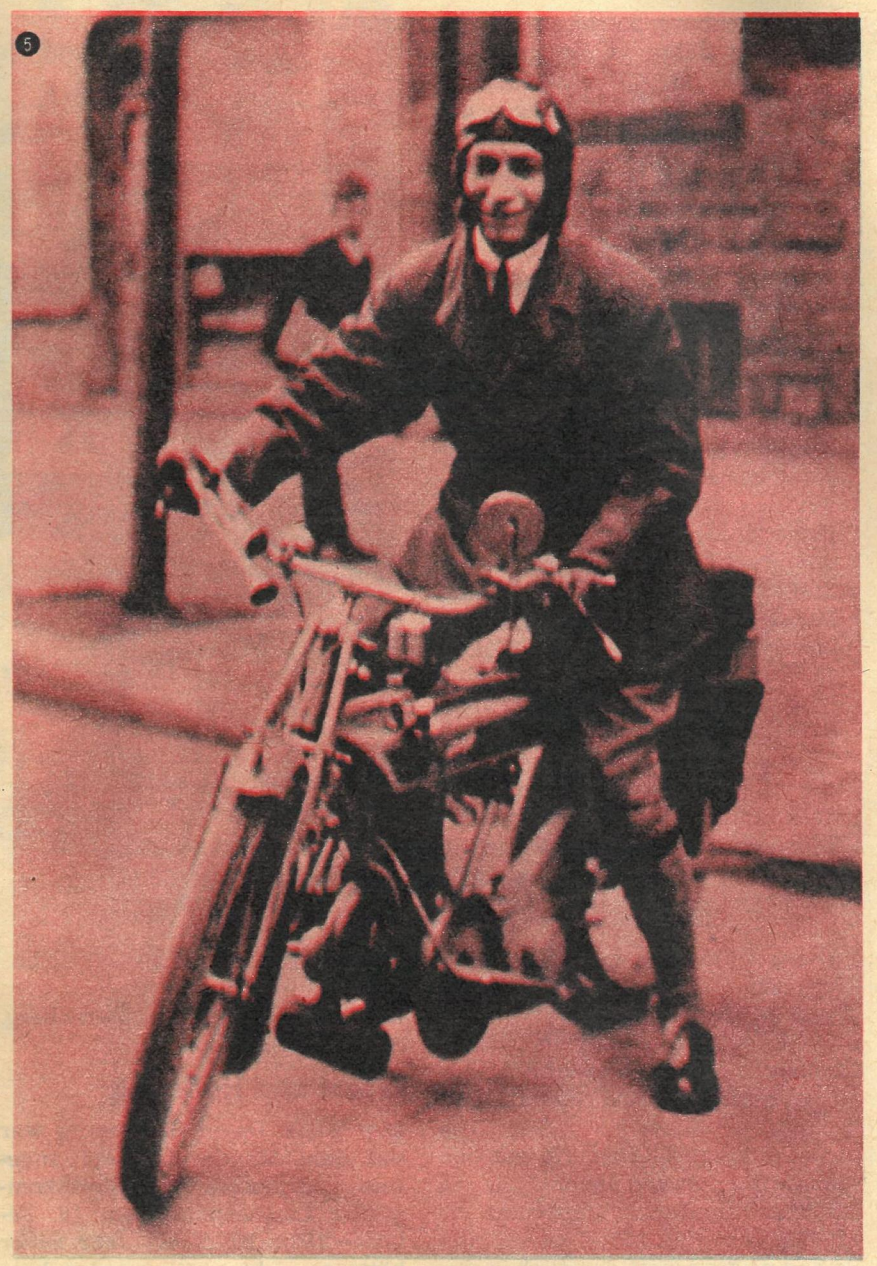
führenden Individuen in der Kunst vorerst nur ganz wenige, künstlerisch Jesnervig disponierte Kritiker, enthusiastische Kritikerdichter. Ihre Entdeckung teilt sich einem Kreis von Kennern, Sammlern, Händlern, ehrgeizigen und neuerungsfrohen Museumsdirektoren, sodann dem großen, warmen Schwarm der Snobs mit. So wird revolutionäre Kunst, in die Niederung der bürgerlichen Gesellschaft gezogen, sofort Objekt für die Zwecke des Kommerziellen — nur in seltensten Fällen des Genusses und der Befriedigung innerlichen Kennerschaft.

Es ist aber im Grunde doch Revolution, mit all ihren Licht- und Schattenseiten, was auf solche Weise aus dem Atelier in die Oeffentlichkeit hinausdringt, wenn es auch das Leben des Volkes keineswegs angeht.

In vermeintlich glorreichen Kunstperioden des Altertums, des Mittelalters, die aber sozial Perioden der Versklavung der Massen bedeuteten, hatte die Allgemeinheit stärkeren Anteil an dem schöpferischen Wirken einzelner erlauchter Volksgenossen — die große Zeit kennt die Wirkung eines Praxiteles, der Domerbauer, eines Michelangelo und Dürer nicht mehr.

Nicht mehr der seherische Glaube Einzelner reißt die Kunst mit sich fort — jetzt ist es der riesige Chor des triumphierenden Volkswillens, der aus Urgründen zum Licht emporgeschossene Naturtrieb der erlösten Gesamtheit. Die Theorie, im Atelier geboren und großgezogen, Theorie der Schulen, der Richtungen, die den Zug der Zeit undeutlich und nur Wenigen erkennbar angab, ist jetzt aufgelöst in der durchbrausten Atmosphäre der siegreichen Revolution.

Kunst, aus solcher Zeit geboren, ist der Betrachtung und des Studiums wohl wert. Ihre Aesthetik, die Analyse ihres Wesens hat andere Voraussetzungen, als die Kritik von Werken aus revolutionären Epochen der Kunsttätigkeit. Der Kritiker von Kunstwerken aus Zeiten der politi-



❶ In der Galerie van Diemen: die sowjetischen Künstler Sterenberg, Larionow, Altman, Gabo und Direktor Lutz (v.l.n.r.)

❷ Kreuzung Friedrichstraße/ Unter den Linden in den zwanziger Jahren

❸ El Lissitzkys Entwurf für Katalog und Plakat

❹ Zeitungsseite aus „Sichel und Hammer" mit einem Beitrag von Arthur Holitscher

❺ Nathan Altman in Berlin

❺

Geflogen kam Majakowski in das herbstliche Berlin des Jahres 1922. Die ihn erwarteten, wunderte das nicht. Auch El Lissitzky, der schon ein Dreivierteljahr zuvor seine Mansardenstube dicht am Kurfürstendamm bezogen hatte, wußte Bescheid: „Das war für Majakowski charakteristisch –, er benützte immer die allerneuesten Transportmöglichkeiten." Der angereiste Dichter war nicht nur ausgewiesenermaßen der Revolution zugetan, sondern wohl auch den Errungenschaften seiner Zeit, die das Reisen angenehmer, manch lästige Alltagsverrichtung erträglicher machten. Er besaß einen Rasierapparat, sehr modern und dazumal nicht unumstritten. Dem jungen Wieland Herzfelde, Majakowski dann und wann auf Gängen durch die Stadt begleitend, machte dies Eindruck. Noch Jahrzehnte später stand ihm das Bild der sich vor dem Hotelspiegel rasierenden athletischen Gestalt vor Augen. Anderntags, beim Einkauf von Gaben für daheimgebliebene Damen, Dessous, wie verraten sein soll, „machte er auf mich und offenbar auch auf die Verkäuferin, die zusehends freundlicher wurde, den Eindruck eines Mannes, der wußte, was er wollte, und das rasch". Majakowski wußte, was vor allem er auf seiner Reise wollte und sollte: Eindrücke sammeln für den Leser zu Hause, dem Ausland Kunde geben von der Revolution, wie sie wirklich war, von dem Land, das ihm den Sowjetpaß ausgestellt hatte, den er gern und oft stolz präsentierte.

Ein Ausschnitt aus seinem Bild von Berlin: Zweihunderttausend russische Emigranten. Die Berliner, nicht auf den Mund gefallen, nen-

nen den Kurfürstendamm „Nöpski Prospekt“. Immer mehr Russen, viele einfach im ersten Schrecken davongelaufen, finden den Weg zum Haus Unter den Linden Nr. 7, zur sowjetischen Gesandtschaft. Sie wollen zurück, die hilfebedürftigsten, die kultiviertesten dieser Leute vor allem.

Treffpunkt russischer Kunst

Ilja Ehrenburg, zu eben jener Zeit für zwei Jahre in Berlin, zählte Dutzende russischer Restaurants, siebzehn russische Verlage, drei Tageszeitungen, fünf Wochenschriften. Mancher Emigrant nannte sich Künstler. Von den reichlich vorhandenen unverbesserlichen Weißgardisten und weinerlichen Zarentreuen soll nicht die Rede sein. Berlin war ein Treffpunkt wirklich Großer der russischen Kunst und Literatur.
Wie immer man zu Sowjetrußland stand, Irrtümern verhaftet, von Zweifeln gequält oder es verteidigend mit seiner ganzen Person – wer sich ernsthaft und ernstzunehmend zu ihr verhielt, ließ sich einmal in der Woche in der ersten Etage eines Berliner Cafés sehen. „Haus der Künste“ nannten die „russischen Berliner“ ihre Freitagabende, an denen streitbare, aber friedliche Koexistenz geübt wurde. Nicht alle waren sie provisorische oder endgültige Emigranten. Manche machten Station auf einer Reise, manche hatten schon vor der Revolution im Ausland gelebt, manche waren jetzt mit Aufträgen der Sowjetregierung unterwegs.

Alexej Tolstoi konnte nicht länger fern von Rußland sein. Er würde bald zurückkehren. Viktor Schklowski war der Mann mit den traurigen Augen, unglücklich verliebt in Majakowskis reizvolle, umschwärmte Schwägerin Elsa Triolet. Die junge Moskauerin mit den graugrünen Augen sah aus wie ein Bildnis von Renoir, tanzte für ihr Leben gern und hörte gut zu. Niemand wußte schon, daß auch in ihr, die ein paar Jahre später Madame Aragon sein würde, eine Schriftstellerin steckte. Schklowski schließt sein Buch „Zoo oder Briefe nicht über die Liebe“ („die Russen wohnen in Berlin bekanntlich um den Zoo herum“) mit einem Gesuch: „Es ist falsch, daß ich in Berlin lebe. Die Revolution hat mich umgekrempelt, ohne sie fehlt mir die Luft zum Atmen… Lassen Sie mich nach Rußland einreisen, mich und mein schlichtes Gepäck: sechs Oberhemden…, ein Paar gelbe Stiefel… und eine alte blaue Hose, der ich vergeblich versucht habe, eine Bügelfalte beizubringen.“ Gorki war nicht weit, zur Erholung in Saarow. Majakowski, Jessenin, die Zwetajewa, Bely, Pasternak traten auf. El Lissitzky kam aus seiner Dachwohnung in der Geisbergstraße herüber. Im „Haus der Künste“ traf er seine Maler- und Bildhauerkollegen Altman, Sterenberg, Archipenko, Gabo.

Angst und Hoffnung

Der Maler David Sterenberg war mit dem Mandat Nr. 7293 angereist, ausgestellt von Volkskommissar Lunatscharski am 16. Februar 1922. Noch ein Jahr zuvor hätte es nicht erteilt werden können, schien ein solcher Auftrag Utopie zu sein: Organisation und Leitung einer sowjetischen Kunstausstellung für Berlin. In zwölf Monaten hatte sich manches geändert. In Rapallo stand der Vertragsabschluß bevor, als erster Staat war Deutschland zur Zusammenarbeit mit Sowjetrußland bereit. Die Internationale Arbeiterhilfe – in und mit ihr viele Künstler: Barbusse, Gorki, Kollwitz, Rolland, Heartfield, Grosz, Dix, Piscator, Holitscher, Baluschek – hatte gerade in Deutschland den Boden für kulturelle Kontakte gelockert. Nun bot die Firma van Diemen & Co. GmbH, Kunsthandel und Ausstellungen, ihre Galerieräume Unter den Linden Nr. 21 an.
Kisten mit mehr als tausend Arbeiten von hundertachtzig Künstlern wurden in Moskau auf die Reise geschickt, fast ins Ungewisse. Einen

Boris Kustodijew: Kaufmannsfrau beim Tee, 1918

Sergej Gerassimow: Alte Frau mit Mörser, 1922

In Kürze erscheint im Dietz Verlag der Band „Berliner Begegnungen. Ausländische Künstler in Berlin 1918 bis 1933“.
Wir danken dem Herausgeberkollektiv der Akademie der Künste der DDR und dem Verlag für großzügige und freundliche Unterstützung.

1922 in Berlin

Nathan Altman: Lenin, 1920

Nathan Altman: Petrokommune (Petrograder Kommune), 1919

geschlagenen Monat waren sie unterwegs, wer konnte sicher sein, daß sie ihr Ziel wirklich erreichen würden? Doch der Maler Nathan Altman erwies sich als zuverlässiger Begleiter und mit seinem Motorrad als rühriger Organisator.

Der konstruktivistische Maler, Grafiker, Architekt Lissitzky war schon zum Jahreswechsel 1921/1922 aus Moskau gekommen. Anspruchslos von Kakao und Brötchen lebend, wenn er sich nur den Luxus seiner Pfeife leisten und genug Material für fast pausenlose Arbeit beschaffen konnte, bewegte er sich bescheiden und uneigennützig im sich laut und bunt gebärdenden Kunstbetrieb. Energisch wurde er, wo er seinen Auftrag erfüllte: Verbindung anzubahnen zu ausländischen Kulturschaffenden. Der internationale Zusammenschluß, ein „weltumfassendes Gebäude der Kunst" schien auf der Tagesordnung zu stehen. Lissitzky hielt Vorträge: „Wir und das westliche Europa leben in derselben Zeit und nicht weit voneinander entfernt... Im Jahre 1917... sprengte die Revolution Rußland und nicht nur Rußland... Dann wurde uns klar, daß heute die Welt erst erstand, und alles muß von Anfang an neu erschaffen werden, also auch die Kunst." Warum hatte man ihn gerade zu den deutschen Kollegen geschickt?

„Alle Welt blickte damals auf Berlin. Die einen aus Angst, die anderen voll Hoffnung: In dieser Stadt entschied sich das Schicksal Europas... Für die Zeitgenossen war noch nichts entschieden, und im Herbst 1922 wartete ich wie alle auf die Revolution." Ilja Ehrenburg schrieb auf, was viele fühlten.

Frischer Wind, gerade Linie

„Ganz Berlin" war am 15. Oktober 1922 in der Galerie van Diemen erschienen. Die 1. Russische Kunstausstellung wurde eröffnet. Die rechte Presse zeigte eifersüchtigen Unwillen. Keine deutsche Ausstellung sei je mit solchem Aufsehen verwöhnt worden. Die objektive Kunstkritik war angetan vom frischen Wind, der endlich aus Rußland in die Kunst wehte, von den wiedergefundenen „Urquellen der Farben und der geraden Linie der Einheit und Kraft". Majakowski frohlockte über den besonderen Andrang, der die obere Etage heimsuchte.

Da stellten die Jungen aus, die Neuerer, die Konstruktivisten, Suprematisten, Futuristen. Archipenko, Altman, Lissitzky, Gabo, Malewitsch, Rodtschenko, Tatlin, Falk. Nicht unbedingt mit ihren besten, bedeutendsten Werken, die Ausstellung war hastig zusammengestellt worden, aber immerhin. Im ersten Stock sah man auch Majakowskis ROSTA-Fenster.

Wenn mit guter Kritik auch das Erdgeschoß bedacht wurde, die von realistischen Traditionen herkommende ältere Künstlergeneration, wie der „russischer Tizian" titulierte Kustodijew – von Moskau aus mußte Lunatscharski ein wenig bedauern, daß das deutsche Publikum doch keinen ganz richtigen Eindruck von den Relationen in der russischen Gegenwartskunst bekommen habe. Ihren hauptsächlichen Zweck hatte die Ausstellung jedenfalls erfüllt. Eine Tür war aufgestoßen, gegenseitiges Interesse nicht mehr zu unterdrücken. 1924 reiste Otto Nagel mit der ersten deutschen Kunstausstellung nach Moskau und Saratow.

Constanze Treuber

Fotos und Reproduktionen: Dietz Verlag, Archiv

Computer im Dienste des Umweltschutzes

Fahre ich mit dem Auto nach Bulgarien oder fliege ich? Billiger allerdings komme ich mit dem Zug an mein Reiseziel. Bequemlichkeit, Schnelligkeit, Reisekosten sowie andere Vor- und Nachteile gilt es zu bedenken. Wohl jeder erinnert sich an Situationen des Alltags, bei denen es schwerfiel zu entscheiden. Professor Sydow, Sie bieten nun Entscheidungshilfen per Computer an?

Ja, und zwar für die Industrie, beim Umweltschutz, für die Landwirtschaft usw. Ihr kleines Problem kann man wohl noch ohne Rechner überblicken und lösen. Doch stellen Sie sich folgendes vor: Eine Projektgruppe am Internationalen Institut für Systemanalyse in Laxenburg bei Wien steht vor der Aufgabe, Energiestrategien in Europa im Hinblick auf die Umwelt zu analysieren. Daran arbeiten gemeinsam Wissenschaftler unter anderem aus den Niederlanden, Finnland, Österreich, Ungarn, der Sowjetunion und der DDR. Wir wollen helfen, Wege zu weisen, die notwendigen Energien möglichst schnell so zu erzeugen, daß die Schadstoffemission ein angestrebtes Limit nicht übersteigt. Und dies bei minimalen Kosten!

In internationaler Kooperation entsteht ein rechnergestütztes Beratungssystem, dem die an unserem Institut entwickelte Entscheidungs-Software zugrunde liegt. In diesem überaus komplexen System berücksichtigen wir 27 Länder Europas und helfen regionale Empfehlungen für den Einsatz von Verminderungstechnologien zu geben. Darunter verstehen wir Verfahren, die die Emission von Schadstoffen bei der Energieerzeugung senken. Das Spektrum reicht von der Rekonstruktion bis hin zur Verwendung schadstoffärmerer Energieträger.

Kein Mensch ist in der Lage, dieses Problem auf Grund seiner Erfahrungen zu lösen. Es ist klar, daß sich die Ziele – Emissionsschutz, Ökonomie und Schnelligkeit – nicht gleichzeitig optimieren lassen, da sie einander widersprechen. Und doch ist es heute mit den modernen Methoden der Systemanalyse und Simulation möglich, die wissenschaftlich begründet beste Variante herauszufinden.

Wie läuft der Prozeß der Entscheidungsfindung mit dem Computer ab? Bitte erläutern Sie uns dies anhand des genannten Beispiels etwas genauer? Wie schwierig ist es für den ungeübten Nutzer, sich in diese Art der modernen Optimierung hineinzufinden?

Unsere rechnergestützte Entscheidungshilfe REH ist universell anwendbar und wird zur Zeit besonders bei Problemen des Umweltschutzes eingesetzt. Der Dialog mit dem Rechner ist leicht und so gestaltet, daß man durch Frage und Antwort relativ zügig zu einem Ergebnis kommt. Die Resultate kann man dann auf dem Farbbildschirm anschaulich darstellen. Bleiben wir bei unserem Beispiel.

Voraussetzung für den Einsatz von REH ist ein abgesichertes Modell der Zusammenhänge zwischen Energieerzeugung und Schadstoffemission und deren Langstreckentransport. Der Rechner fragt nun seinen „Partner“: Was ist dein wichtigstes Kriterium? Antwort: Senkung der Schadstoffemission. Denn der Schutz von Mensch und Umwelt ist ja das Ziel dieser Bemühungen. Nun gibt der Rechner erste Lösungen. Sie sind natürlich zu teuer. Also müssen als zweites Kriterium die Kosten, dann die Zeitdauer bis zur Erreichung des angestrebten Ziels berücksichtigt werden. Und so geht der Dialog hin und her, kann der Bearbeiter seine persönlichen Vorstellungen einbringen, bis schließlich eine Entscheidungsvariante auf dem Tisch liegt.

Erscheint es nicht bedenklich, die Entscheidung für solch wichtige Prozesse einem Computer zu überlassen? Der Rechner kann doch letztendlich keine Verantwortung tragen.

Die Entscheidung trifft immer der Mensch, und er trägt auch die Verantwortung dafür. Der Rechner unterstützt ihn dabei, unterbreitet sachgemäße Vorschläge mit den besten Effekten. Unser soeben durchgespieltes Beispiel ist natürlich stark vereinfacht dargestellt. Da müssen die Wissenschaftler, die ja aus unterschiedlichen Bereichen kommen, zunächst die Fachsprache und die Probleme des Partners kennenlernen, müssen sich einarbeiten. Vom ersten Kontakt bis zum ständigen Einsatz einer rechnergestützten Entscheidungshilfe vergehen schon mehrere Jahre. Im Ministerium für Umweltschutz und Wasserwirtschaft gehört unser Rechnerprogramm REH nun seit einem Jahr zum Handwerkszeug bei der Vorbereitung von Investitionsentscheidungen. Die sinnvolle Beschreibung der großen dynamischen Systeme – wie die Schadstoffverteilung in der Atmosphäre – durch Modelle ist zumeist eine schwierige Vorarbeit. Das setzt Fachwissen, Überblick und oftmals jahrzehntelange Beobachtungs- und Meßreihen voraus, um die vielen veränderlichen Größen und ihre Wirkung richtig einschätzen zu können. Hier müssen wir mit leistungsfähigen Partnern im Umweltschutz und dem Meteorologischen Dienst kooperieren.

Bedeutet das nun, daß jeder Ihrer potentiellen Kunden zunächst sein Modell zusammenbasteln muß und erst dann zu Ihnen kommen kann?

Nein. Aber er muß die Vorgänge in seinem komplexen System gut kennen, muß Erfahrungen besitzen. Wir haben auch den Schritt der Modellierung rationalisiert und bieten ein universelles Rechnerprogramm als Hilfe für die Erarbeitung von Modellen an. Es trägt den Namen SONCHES und hat in der Wasser-, Forst- und Landwirtschaft schon Erfolge erzielt.

In Zusammenarbeit mit Partnern der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften haben wir zum Beispiel vor mehreren Jahren das Pilotprojekt „Winterweizen“ bearbeitet. Damit ist es unter anderem möglich, ausgehend vom aktuellen Befall eines Versuchsfeldes mit Schädlingen, deren weitere Entwicklung hochzurechnen und dabei verschiedene Wetterlagen zu berücksichtigen. Bei diesem Agro-Öko-System fließen schließlich die Teilmodelle Pflanze, Schädlinge, Bewässerung, Düngung in die rechnergestützte Entscheidungshilfe ein. Anhand der Vorausberechnung soll der Landwirt Hinweise zum optimalen zeitgerechten und umweltfreundlichen Einsatz von Wasser, Dünger und Insektiziden erhalten. Dies ist ein für Systemanalyse und Simulation geradezu typisches Beispiel. Mit einer Mindestmenge an Aufwendungen und bei möglichst geringer Belastung für die Umwelt soll ein maximaler Ertrag – in diesem Fall von Winterweizen – erzielt werden. Ähnliche Modelle sind jetzt auch für andere wichtige Nutzpflanzen – wie Kartoffeln und Zuckerrüben – in Vorbereitung.

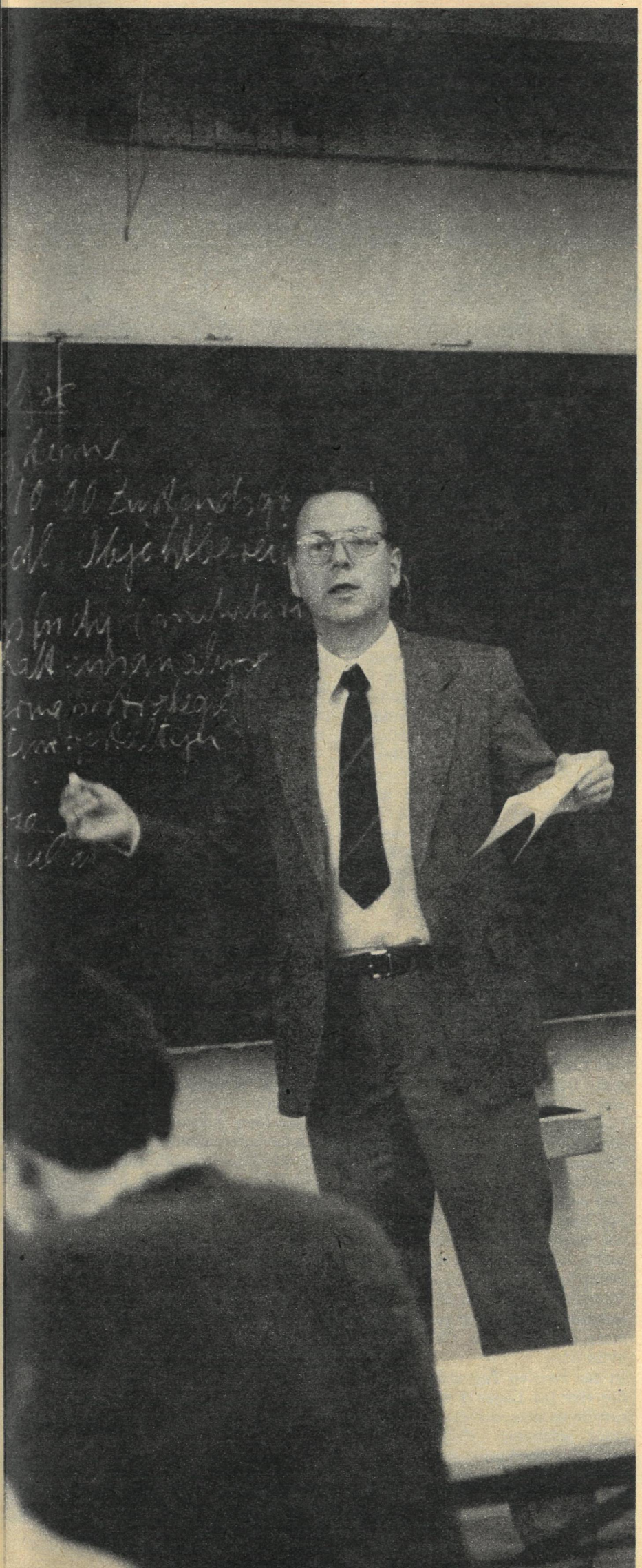
Nach erfolgreichem Testprojekt muß nun doch der Schritt in die landwirtschaftliche Praxis gegangen werden. Ist es da sinnvoller, große lokale Beratungszentren zu installieren, oder führt der Weg dahin, daß sich jede LPG die Strategie für ihre Schläge selbst berechnet?

Das ist dann letztlich nicht mehr das Problem unseres Instituts. Doch nach meinen Informationen werden in der Landwirtschaft regionale Beratungszentren aufgebaut, wo sich dann jede LPG auf Grund ihrer spezifischen Daten Empfehlungen holen kann. Doch wir denken schon weiter.

Professor Dr. sc. nat.Achim Sydow studierte Mathematik und Physik an der Humboldt-Universität und erwarb langjährige Erfahrungen im Industrie-Institut für Regelungstechnik Berlin. Seit 1972 wirkt er am Zentralinstitut für Kybernetik und Informationsprozesse der Akademie der Wissenschaften der DDR. Hier leitet Professor Sydow den Bereich Systemanalyse und Computersimulation. Er ist Mitglied und gewählt in Funktionen nationaler und internationaler wissenschaftlicher Gesellschaften, wie zum Beispiel Mitglied des Boards of Directors in IMACS (International Association of Mathematics and Computers in Simulation). Beim Forschungsrat der DDR steht er der Expertengruppe „Anwendung der Kybernetik“ vor. An der Humboldt-Universität zu Berlin und der Technischen Universität Dresden hält er Vorlesungen zur Angewandten Systemanalyse.

Auf ein Wort, Herr

Entlastung für die Spree



Mein spezielles Forschungsgebiet ist es, komplizierte Systeme und deren Modelle durch theoretische Analysen möglichst einfach darzustellen. Gelingt dies, dann wird es zum Beispiel auch möglich sein, in einer LPG mit einem kleinen Personalcomputer eine effiziente Entscheidung vor Ort zu treffen.

Umweltprobleme sind international und machen nicht an Ländergrenzen halt. Sicher stehen andere Staaten vor genau solchen Optimierungsproblemen. Wie groß ist das Interesse an Ihren Entwicklungen REH und SONCHES im Ausland?

Nun, über den Einsatz am Internationalen Institut für Systemanalyse in Laxenburg bei Wien sprachen wir schon. Wir haben mit diesen beiden Software-Paketen originäre Lösungen vorgelegt, die nur auf der Basis eigener Ideen und einer konsequenten Bedarfsanalyse möglich waren. Die internationale Anerkennung äußert sich auch in Einladungen zu Kongressen, bei der Wahl in Gremien internationaler Fachgesellschaften, der Verbreitung unserer englischsprachigen Fachzeitschrift und in der hohen internationalen Beteiligung bei unseren regelmäßigen wissenschaftlichen Symposien. Doch das ist nur die eine Seite. Auch kommerziell waren wir erfolgreich, haben unser Know-how zum Beispiel an die Ungarische VR verkauft. Doch wir beschränken uns nicht auf Probleme des Umweltschutzes und der Wasserwirtschaft. So haben wir zum Beispiel mit dem Institut für Systemforschung in Peking unsere Software an ein globales ökonomisches Modell der VR China angepaßt. Damit gelingt es, volkswirtschaftliche Entscheidungen so zu treffen, daß Produktion, Außenhandel sowie soziale und private Konsumtion berücksichtigt werden. Weiterhin diskutierten wir gerade mit der Chinesischen Akademie der Wissenschaften den Einsatz unserer Software für Entscheidungsfindungen zur Regionalplanung in dem Distrikt Peking-Tianin.

Mit Ihren Kollegen in der Ungarischen Volksrepublik arbeiten Sie schon seit mehreren Jahren zusammen. Welche Probleme stehen dort auf der Tagesordnung?

Ebenso wie in der DDR geht es auch in Ungarn darum, dem staatlichen Pflanzenschutzdienst rechnergestützte Entscheidungshilfen zur Verfügung zu stellen. Deshalb haben wir das erwähnte Winterweizenmodell auf Computern des Zentrums für Pflanzenschutz und Agrochemie des Ministeriums für Landwirtschaft Budapest installiert.

Bei einem technischen System kann man ein Modell sicher leichter auf seine Zuverlässigkeit testen als bei einem Modell, das Vorgänge in Natur und Umwelt widerspiegeln soll. Wie sicher sind nun Ihre Modelle und damit natürlich auch die darauf basierenden Entscheidungshilfen?

Das ist eine wichtige Frage. Auch wir hätten uns ja zunächst mit technischen Systemen beschäftigt und haben uns dann ökologischen und ökonomischen Fragen zugewandt. Natürlich muß ich mein Modell testen, prüfen, ob die damit gewonnenen Aussagen zuverlässig sind. Auch bei unserem Modell „Winterweizen" waren solche Tests möglich, wenngleich auch Vegetationsperioden vergehen. Jeder Wissenschaftler, mancher liebt sein Modell wirklich, muß also sehr kritisch sein. Er trägt eine große Verantwortung. Eines muß klar sein. Eine absolut sichere Vorhersage gibt es nicht. Doch unsere Hilfsmittel gestatten es, das Risiko einer Fehlentscheidung anzugeben. Ohne Computerprogramme wäre es in vielen Fällen überhaupt nicht mehr möglich, den Überblick zu behalten.

Lassen Sie mich noch ein letztes Beispiel nennen. Gemeinsam mit Wissenschaftlern eines anderen Akademie-Instituts und Kollegen der Wasserwirtschaft erarbeiten wir ein Modell für die Bewirtschaftung der Spree. Das ist durch den Wechsel von stehenden und fließenden Gewässerabschnitten besonders schwierig. Unser Ziel ist es, in der Spree ein gesundes Ökosystem für Pflanzen und Tiere zu sichern, die Industrie mit qualitätsgerechtem Brauchwasser zu versorgen und schließlich jederzeit die Entnahme von Trinkwasser für die Berliner Bevölkerung aus dem Müggelsee zu gewährleisten. Hier gelang es uns, eine Entscheidungshilfe zu geben, wo und in welcher Reihenfolge Kläreinrichtungen zu errichten sind.

Mit Professor Achim Sydow sprach Utz Hoffmann.

Foto: Volker Hohlfeld

Professor!

Am 22. März 1982 sind an den Masten feierlich die Staatsflaggen der Sowjetunion und Nepals aufgezogen worden. Das Basislager der ersten sowjetischen Expedition zum Mount Everest ist in 5300 Meter Höhe eröffnet. Fast die gesamte Mannschaft ist beisammen, nur einige fehlen noch. Sie begleiten die Trägerkarawanen, die vor zwei Wochen von Maini Pokhara aufgebrochen sind.

Dort endet die Straße, auf der Lastkraftwagen das Expeditionsgepäck aus Katmandu herbeigeschafft haben. Vier Karawanen bewegen sich nun mit einem Abstand von mehreren Tagen auf dem seit Jahrhunderten begangenen Pfad vorwärts, der seit alters her von der Hauptstadt Nepals nach Solo Khumbu (dem Hochgebirgsgebiet, in dem die Sherpas leben) und weiter nach Tibet führt.

Die Sherpas, tüchtige Jäger und Viehzüchter, offenbarten ihre außergewöhnlichen alpinistischen Fähigkeiten in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts, als Europäer in Nepal auftauchten, um die Zugangswege zum Fuße der Achttausender des Himalaja zu erkunden. Bald konnte man in großen Expeditionen auf Sherpa-Träger und Sherpa-Bergführer ebensowenig verzichten wie auf Eispickel, Zelte, Seile und die Alpinisten selber.

Die Karawanen werden erst in einigen Tagen eintreffen, doch die Arbeiten zur Präparierung der Route und zur Einrichtung der Zwischenlager laufen bereits auf vollen Touren. Das erste ernste Hindernis auf dem Weg der Alpinisten, die sich anschicken, den höchsten Berg des Planeten von der nepalesischen Seite her zu bezwingen, ist der Khumbu-Eisbruch, der häufig „Weg des Lebens“ genannt wird, obwohl er mitunter eher zu einem „Weg des Todes“ wird. Über ihn führt der einzige Weg nach oben, in das Westbecken, wo der mächtige Khumbu-Gletscher beginnt. Zunächst fließt dieser einige Kilometer ruhig dahin, bricht dann aber jäh in einer sechshundert Meter hohen Stufe ab, biegt im rechten Winkel zur Seite, beruhigt sich wieder und strömt dann noch ein Dutzend Kilometer gleichmäßig abwärts.

Der riesige Absatz – das ist der Khumbu-Eisbruch, der lange Zeit als unüberwindbar galt. Zahllose und keineswegs übertriebene Erzählungen von Tragödien, die sich hier abgespielt haben, von Expeditionen, welche die chaotische Anhäufung von Eistrümmern nicht zu überwinden vermochten, von der Tücke bodenloser Spalten, die den Eisbruch längs und quer durchziehen, haben ihm zu traurigem Ruhm verholfen.

Die Route ist mit roten Fähnchen markiert, der Weg mit Seilgeländern gesichert, über die Spalten sind Duraluminiumleitern geworfen. Die gefährlichste Stelle befindet sich im oberen Teil des Khumbu: eine siebzig Meter hohe steile Eiswand mit einer Querspalte etwa in halber Höhe. Am Fuße der Eiswand klafft eine weitere mit Eisbrocken gefüllte Spalte. Oben hängen tonnenschwere, bläulich schimmernde Brocken über, bereit, jeden Augenblick in die Tiefe zu stürzen.

Ein imposantes Panorama

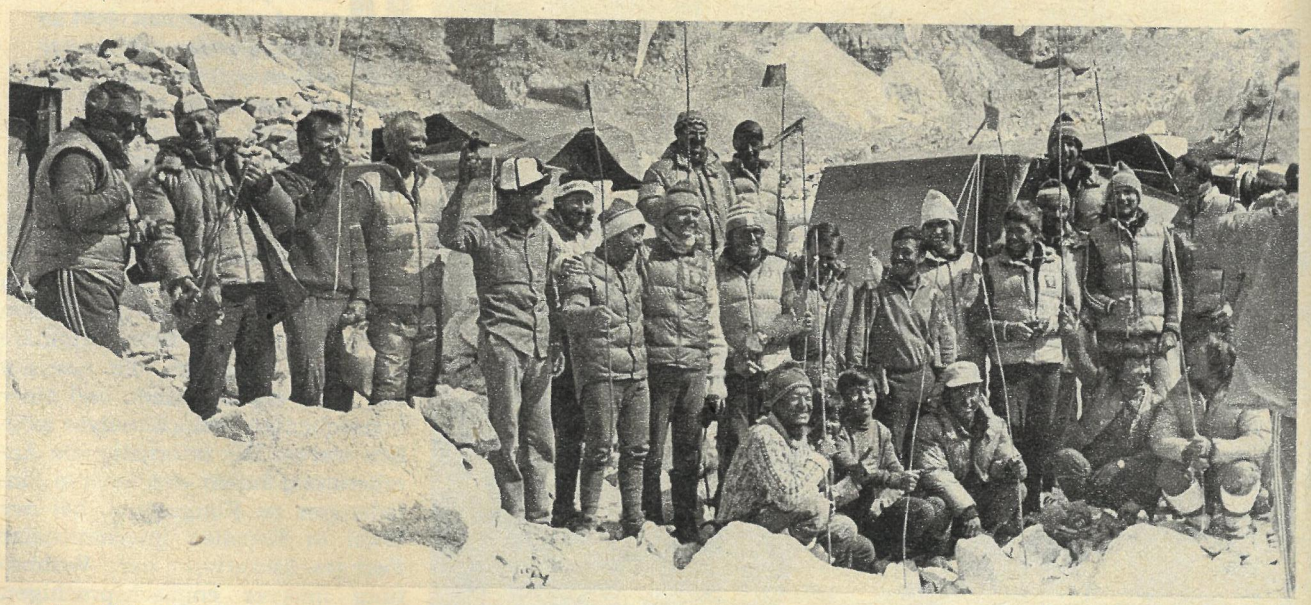
24. März. Zwei Tage nach der offiziellen Eröffnung des Basislagers wurden in einer Höhe von 6100 Metern, ein Stück oberhalb der Stelle, wo der Gletscherbruch beginnt, die Zelte eines Zwischenlagers aufgeschlagen. Darin konnte man notfalls bei schlechtem Wetter Schutz suchen, neue Kraft sammeln oder einen Teil der Lasten zurücklassen. Der mit roten Fähnchen markierte Weg führte sodann weiter über das schneeweiße Plateau des Westbekkens („Tal des Schweigens“). Seine riesige, von Berggraten eingeschlossene Mulde ist da und dort von besonders tückischen Spalten durchzogen, die unter einer dünnen Schneeschicht verborgen sind.

Links sind die Abstürze des Everest-Westgrats zu sehen, zur Rechten der Nuptse, und in der Mitte ragt der vierthöchste Achttausender der Erde, der Lhotse, empor. Weiter verläuft die Route unterhalb der Hänge des Nuptse. Noch einige Kilometer, und vor uns öffnet sich das imposante Panorama des Everest. Nun ist er ganz zu sehen, vom Fuß bis zur Spitze. Und da ist auch er, der zweitausend Meter hohe Pfeiler der Südwestwand, der als absolut unüberwindbar gilt.

25. März. Am Wandfuß schlagen wir, in 6500 Meter Höhe, das Lager I auf. Hier beginnen viele Routen auf den Everest und den Lhotse.

26. März nachts. Der Everest zeigt sich zum erstenmal von seiner grausamen Seite. Unerwartet erhebt sich starker Wind, der beinahe das im Lager I aufgestellte geräumige Zelt umgerissen hätte. Die Böen werden immer stärker. Der Orkan beginnt die Pflöcke aus dem Schnee zu reißen, an denen die Seile befestigt sind. Man beschließt, das Zelt einzurollen, bevor der Sturm es zerfetzt.

Gegen Morgen scheint der Wind nachzulassen. Als die Leute versuchen, das Zelt wieder aufzurichten, sehen sie, welch großes Loch der nächtliche Orkan trotzdem in die Leinwand gerissen hat. Der Wind bläst durch dieses Loch wie ein gewaltiger Staubsauger, der alles, was nicht niet- und nagelfest ist, aus dem Zelt mit sich reißt und seine Beute heulend durch das Tal des Schweigens treibt.



Im Basislager: die sowjetische Himalaja-Expedition.

Jede der vier Seilschaften soll drei Aufstiege am Berg unternehmen. Die Akklimatisierung soll bei aufeinanderfolgenden Aufstiegen bis 6500, 7500 und 8500 Meter Höhe erfolgen, zwischen denen jeweils vier bis sechs Tage Erholung im Basislager liegen. Bei jedem Aufstieg müssen die genannten Höhen mehrmals erreicht werden, da jeder Bergsteiger denselben Abschnitt der Route mehrmals zurücklegen muß, um Ausrüstung, Sauerstoff, Verpflegung, Brennmaterial hinaufzutragen.

Zwei steigen ab

11. April. Auf diesen Tag fällt ein kleines Ereignis: Balyberdin und Myslowski „überschreiten“ als erste der Expedition die 8000-Meter-Marke, nachdem sie oberhalb von Lager III fünf Seile fixiert haben. Inzwischen richten Schopin und Tschorny das Lager ordentlich her und bereiten die Standfläche für ein zweites Zelt vor. Das heißt, Tschorny bewerkstelligt das im wesentlichen allein. Schopin macht sich im Zelt zu schaffen, räumt dort auf und bereitet das Mittagessen zu. Nach draußen gehen kann er nicht, so sehr er das auch möchte. Beim Aufbruch hat Myslowski aus Versehen einen Schuh Schopins angezogen, dem der zurückgebliebene Stiefel seines Gefährten zu klein ist.

In der zweiten Tageshälfte steigen die vier ins Lager II ab. Tschorny spricht so leise, daß die anderen betrübt scherzen: „Kolja hat sich schon wieder krank geschrien!“ Es geht ihm wirklich nicht gut. Sie entscheiden daher nach kurzer Beratung, daß er ins Basislager zurückkehren müsse. In großer Höhe kann sich selbst eine scheinbar geringfügige Unpäßlichkeit rasch verschlimmern, zu den unerwartetsten und tragischsten Folgen führen. Tschorny geht also nach unten.

13. April. Die drei Zurückgebliebenen machen sich daran, die Ausrüstung aus dem zweiten Lager ins dritte hinaufzuschleppen. Nach hundert Meter Aufstieg verspürt Schopin plötzlich einen stechenden Schmerz unter den Rippen. Er kann nicht weitergehen, läßt seine Last auf der Route zurück und folgt Tschorny nach unten. Binnen weniger Stunden ist Myslowskis Gruppe halbiert worden.

Dem oben zurückgebliebenen Duo gelingt es, oberhalb von Lager III noch drei Seillängen weiter vorzudringen, so daß es nun eine Höhe von etwa 8050 Metern erreicht hat. Der erschöpfte Myslowski beginnt abzusteigen, doch Balyberdin beschließt, noch eine Weile allein weiterzuarbeiten. Aber bald verliert er einen Handschuh und kehrt daraufhin, um sich nicht die Hand zu erfrieren, ebenfalls schleunigst ins Lager III zurück.

Bei der abendlichen Funkverbindung erhalten Myslowski und Balyberdin den Auftrag, am nächsten Tag herunterzukommen. So steigen sie, die ihren dritten Aufstieg geschafft haben, also ins Basislager ab. Die beiden anderen der Vierergruppe und Schopin sind dort bereits eingetroffen und befinden sich in der Obhut des Expeditionsarztes Orlowski.

22. April. Schopin, Tschorny, Chergiani und einige Sherpas brechen auf, um Sauerstoff in das zweite und dritte Lager hinaufzuschaffen. Unten gehen inzwischen die heißen Diskussionen weiter, wer aufsteigen solle, um das Lager V zu errichten und danach als erste den Angriff auf den Gipfel zu versuchen. Am meisten erholt wirkt zweifellos die Seilschaft Myslowski, die nicht

Aufstieg zum Dach der Welt

Seit bekannt ist, daß der Mount Everest mit seinen 8848 Metern der höchste Berg unseres Planeten ist (Foto oben), gilt ihm der Ehrgeiz der Bergsteiger in aller Welt. Aber erst 1953 setzten erstmals Menschen ihren Fuß auf den unberührten Schnee seines Gipfels im Himalaja: der Nepalese Tensing Norkey und der Neuseeländer Hillary. Viele folgten ihnen seither, immer neue Wege wurden gesucht und gefunden. Aber eine Route blieb unüberwindlich, bis 1982 eine sowjetische Expedition den Kampf mit dem Berg aufnahm. Elf Bergsteiger erreichten über den Südwestpfeiler den Gipfel. Der Journalist Dmitri Meschtschaninow erlebte im Basislager alle Höhen und Tiefen des abenteuerlichen Unternehmens mit. Sein Bericht erscheint im Brockhaus-Verlag Leipzig.

mehr aus vier, sondern nur noch aus zwei Mann besteht. Doch daß eine Zweierseilschaft die Versicherungsarbeiten an der Route leistet, das Lager V errichtet und gar noch den Sturm auf den Gipfel versucht – das erscheint mehr als schwierig.

An dem Tag, an dem Schopin und Tschorny aufbrachen, um den Sauerstoff hinaufzubefördern, waren Myslowski und Balyberdin ins Basislager zurückgekehrt. Während sie sich hier ausruhten, dachten sie über das gleiche Thema nach wie die Leiter der Expedition. „Balyberdin und ich haben alles besprochen", schrieb Myslowski in sein Tagebuch. „Irgend jemand muß es ja schließlich tun. Uns ist alles klar: Wir werden arbeiten, die Chancen, am Aufstieg teilzunehmen, sind jedoch gering. Aber versuchen, auf den Gipfel zu gelangen, das werden wir unbedingt."

So entstand der Stoßtrupp Myslowski-Balyberdin. Er bestand aus zwei Männern, verschieden nicht nur, was Alter und Erfahrung, sondern auch was Charakter und Temperament anbelangt, aber vereint durch die Begeisterung für den Bergsport und durch das Verantwortungsgefühl für ihre Mannschaft, um derentwillen sie auch zu der schwersten Arbeit bereit waren. Der Sherpa Nawang erbot sich, ihnen beim Transport der Lasten zu helfen, unter der Bedingung, daß er im Falle eines günstigen Ausgangs ihres Unternehmens die Möglichkeit erhielte, beim Gipfelsturm dabeizusein.

Auf zum Gipfel

24. April. Alle Mitglieder der Expedition, außer den Gruppen Iwanow und Iljinski, die sich zur Erholung im Kloster Thyangboche befinden, haben sich im Zentrum des Basislagers versammelt. Expeditionsleiter Tamm händigt Myslowski und Balyberdin die Flaggen der Sowjetunion, Nepals und der UNO aus. Übermorgen sollen sie aufbrechen, doch dann wird der Aufbruch noch um einen Tag verschoben. Es wird exakt festgehalten, welches Gewicht die Rucksäcke auf den einzelnen Abschnitten jeweils haben. Dabei stellt sich heraus, daß die schwersten Lasten (annähernd je 20 Kilo) auf dem kompliziertesten Abschnitt zwischen Lager III und Lager IV zu schleppen sind.

Der Plan sieht vor, daß Myslowski und Balyberdin alles Lebensnotwendige in das Lager IV hinauftragen und die Route bis 8500 Meter Höhe absichern, wo sie das Lager V errichten sollen. „Das ist ihre Hauptaufgabe", präzisiert Tamm, „wenn ihnen noch Kraft zum Aufstieg auf den Gipfel bleibt, dann wird das ausgearbeitete System der Hilfeleistung in Aktion treten."

27. April. Die Bewohner des Basislagers stehen an diesem Tag früher als gewöhnlich auf, um dem Duo des Vortrupps das Geleit zu geben. Nachdem Myslowski und Balyberdin rasch gefrühstückt haben, verabschieden sie sich von den Kameraden, und um sechs Uhr morgens brechen sie auf.

Nach etwa fünf Stunden haben sie den Eisbruch überwunden und 6100 Meter Höhe erreicht. Im Zelt des Zwischenlagers verschnaufen sie, trinken Tee und setzen dann den Weg durch das Tal des Schweigens fort. In der zweiten Tageshälfte langen sie im Lager I an, wo Nawang sie erwartet. Sie überschlagen noch einmal den Sauerstoffvorrat. Er müßte für drei Personen reichen: vier Flaschen im Lager IV, zwei im Lager III, und je drei wollen sie selbst mitzunehmen versuchen.

28. April. In der Morgenfrühe brechen Myslowski, Balyberdin und Nawang mit ihren schweren Rucksäcken aus dem Lager I auf. Sie nehmen reichlich Lebensmittel mit (auf manche Dinge hätten sie, wie sich später zeigt, gut und gerne verzichten können), außerdem nehmen sie unterwegs die freien Karabinerhaken ab. Mit einem Wort, sie schleppen mehr mit, als nötig gewesen wäre, und bald spüren sie, daß die Erschöpfung immer stärker wird.

Gegen Abend erreichen sie Lager II.

29. April. Für den Aufbruch aus Lager II bereiten sie sich lange vor. Es stellt sich heraus, daß die Rucksäcke weit schwerer sind als geplant. Zudem müssen sie unterwegs auch noch den Sauerstoff und die Seile mitnehmen, da die Sherpas, die Schopin und Tschorny begleiten, diese nicht bis zum Lager III hatten hinauftragen können. Sie kommen nur mühsam voran. Besonders schwierig sind die schrägen Traversen über die Couloirs, wo das Seil an den Enden befestigt ist, während es in der Mitte über der vereisten Rinne durchhängt. Wer hier ausgleitet und an der Steigklemme hängt, kann mit der schweren Last auf dem Rücken lange zappeln.

Obwohl sie spät aufgebrochen sind und sich keineswegs im Sprintertempo bewegt haben, erreichen sie Lager III noch bei Tageslicht. Doch zum Gespräch mit der Basis kommen sie wieder einmal zu spät. Myslowski und Balyberdin nehmen es während ihres letzten Aufstiegs überhaupt nicht sehr genau mit der Funkverbindung. Mehrmals (besonders an den folgenden Tagen) verschieben sie die abendliche Meldung auf einen späteren Zeitpunkt, verspäten sich wiederum, so daß im Basislager alle beunruhigt sind.

30. April. Morgens erwägen Myslowski, Balyberdin und Nawang lange, wie sie am besten die ganze notwendige Ausrüstung ins Lager IV befördern. Schließlich verteilen sie die Lasten annähernd folgendermaßen: Balyberdin 29 Kilogramm, Myslowski 27 und Nawang 26 Kilo. (Im Basislager geriet man in Unruhe, ob die Rucksäcke für die steilen Felsen auf diesem Abschnitt der Route nicht doch zu schwer seien.) Balyberdin, der sich anderthalb Stunden früher auf den Weg macht, schleppt aus dem dritten Lager auch noch die Filmkamera mit, die Schopin dorthin getragen hat. Als er den Grat erreicht, beginnt er zu filmen.

Nawang gibt auf

Inzwischen ist auch Nawang aus dem Lager aufgebrochen; er ist der kleinste der Hochträger und der riesige Rucksack fast so groß wie er selbst. Myslowski folgt ihm. Sie legen fünf Seillängen zurück und befinden sich nun in etwa 8000 Meter Höhe. Vor dem steilen Couloir macht der Sherpa plötzlich halt, und als Myslowski herangekommen ist, erklärt er, daß ihm die Augen schmerzen. Myslowski gibt ihm seine eigene Brille. Nawang setzt sie auf, steigt noch einige Meter weiter und bleibt abermals stehen: „Verzeihen Sie, ich kann nicht mehr. Ich gehe nicht weiter..."

Der entnervte Nawang beginnt zum Lager III abzusteigen. Nachdem Myslowski dessen Sauerstoff, Seile und Haken mit in seinem eigenen Rucksack verstaut hat, folgt er Balyberdin, der schon weit voraus ist. Sie trennen etwa anderthalb Stunden Weg und 120 Meter in der Vertikalen. Doch ab und zu können sie einander sehen und sogar miteinander sprechen. Mit den schweren ungefügen Rucksäcken kommen sie nur langsam voran. Zu langsam.

Bald befinden sie sich erneut in einer Zone, wo sie einander sehen können. „In spätestens zwei Stunden wird es dunkel! Mit dieser Last auf dem Rücken erreichen wir bis Einbruch der Dunkelheit das Lager nicht!" ruft Balyberdin Myslowski zu. „Lassen wir jeder zehn Kilo zurück und holen sie morgen!"

Myslowski nickt zustimmend, ohne die Maske abzunehmen, und macht kurz halt. Nachdem sie die Rucksäcke erleichtert haben, kommen sie schneller voran.

Bei tiefer Dunkelheit und völlig erschöpft kriechen sie schließlich in das Zelt von Lager IV. Sie liegen wie tot da, erst nach und nach kommen sie wieder zu sich.

Im nächsten Heft:

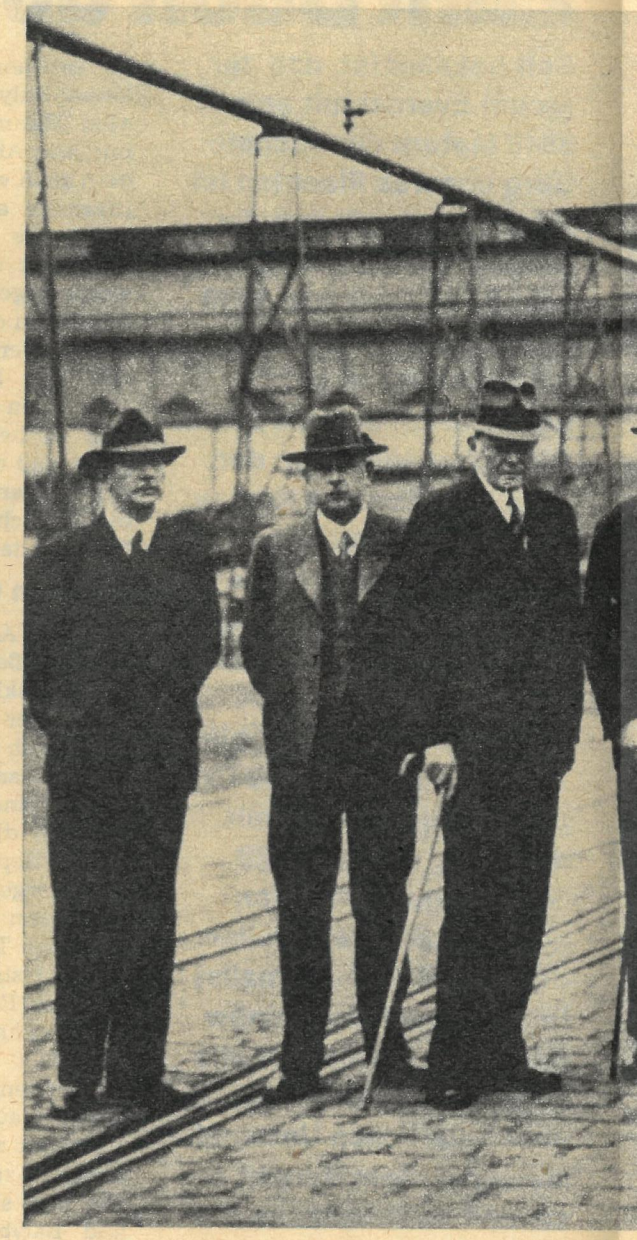
Pendel über dem Abgrund

Fotos: Rodionow, Romanow/TASS

Unter den Linden: friedliche Oase

WARMER RE

Der alte Herr wartet, die Besucher verspäten sich. Staatssekretär Meißner steckt den Kopf in das Vorzimmer. Keine Menschenseele. Der alte Herr stampft auf und ab. Er will pünktlich zum Mittagessen. Er ist Reichspräsident und kann essen, wann er will.
Früher war er Generalfeldmarschall. Nach dem verlorenen Krieg ging er ein paar Jahre spazieren, bevor man ihn zum Präsidenten der Republik machte, die er von Herzen verabscheut. Und jetzt läßt ihn dieser Gefreite a. D. warten.
Meißner schaut zur Tür hinaus. Da stehen die Herren im Park, auf dem Kiesweg zwischen Reichskanzlei und Reichspräsidentenpalais, und fuchteln mit den Händen in der Luft herum. Kein Zweifel, sie streiten sich. Meißner ist entsetzt: es war doch alles ausgehandelt.
In der Tat, das war es. Hitler im Industrieklub Düsseldorf. Hitler auf Schloß Landsberg bei Fritz Thyssen, dem Aufsichtsratsvorsitzenden der Vereinigten Stahlwerke. Hitler auf einer Zusammenkunft der rheinischen Seidenindustriellen in Bad Godesberg. Hitler im Hause Emil Kirdorfs, des Vorsitzenden des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats. Hitler in der Villa des Herrn von Schröder, dessen Kölner Bank sein privates Konto betreibt. Hitler im vertraulichen Gespräch mit Geheimrat Hugenberg, einst Direktor bei Krupp, jetzt Besitzer des mächtigsten deutschen Pressekonzerns, Chef der größten deutschen Film-Gesellschaft Ufa und Vorsitzender der Deutsch-Nationalen Volkspartei.
Seltsamer Umgang für den Führer einer Partei, die von sich behauptet, eine Arbeiterpartei zu sein. Aber von diesem Umgang lebt das Betrugsunternehmen NSDAP. Millionen wechseln die Konten. Die Spender spekulieren auf den warmen Regen der Zinsen und Zinseszinsen. Und endlich ist es ausgehandelt: Der Betrüger wird Reichskanzler.
Und nun streiten sie sich. Auf dem Weg zur Ernennung. Hugenberg, von einer beiläufigen Bemerkung Hitlers aufgeschreckt, verlangt Garantien für sein politisches Überleben. Hitler schreit, er lasse sich nicht erpressen. Hugenberg, kalt und leise: Ohne Zusage gehe er keinen Schritt weiter. Außer seinem Ehrenwort – das er fünf Monate später brechen wird – hat Hitler nichts anzubieten. Im Vorzimmer, mit gedämpften Stimmen, immer noch wilder Wortwechsel. Meißner erscheint, mit der Uhr in der Hand: Der Herr Reichspräsident gedenke, sich in zehn Minuten in seine Privatgemächer zurückzuziehen. Alle wissen, daß Hitler, jedenfalls an diesem 30. Januar 1933, ohne Hugenberg nicht Kanzler werden kann. Herr von Papen, designierter Vizekanzler, beschwört den zögernden Zeitungskönig, doch nicht am Ehrenwort eines deutschen Mannes zu zweifeln. Meißner reißt die Tür auf.
Ungehalten brabbelnd, verteilt Reichspräsident von Hindenburg die Ernennungsurkunden. Er weiß schon nicht mehr, wie oft er diese Amtspflicht erfüllt hat. Weiß er, daß er es zum letzten Mal tut? Im vergangenen Sommer hat er noch über den „böhmischen Gefreiten“ gespottet: „Postminister, meinetwegen.“ Thälmann hat gesagt: Wer Hindenburg wählt, wählt Hitler. Jetzt ist es so weit. Hitler gibt, wie üblich, ein paar schwülstige Phrasen zum besten. Hindenburg beschränkt sich auf seinen Standardspruch „Vorwärts mit Gott!“ und marschiert seinem gedeckten Mittagstisch entgegen.
Das war der Vorgang, den Hitler später als „nationale Erhebung“ ausgab. In seinem Kabinett sitzen, außer seinen Kumpanen Göring und Frick, neben dem Geheimrat Hugenberg noch zwei Freiherren, ein Baron, ein Graf und ein gewöhnlicher Adliger.
An diesem dunklen, kalten Montag ist Thälmann in Hamburg. Als die Nachrichtenagenturen gegen 13 Uhr 40 Hitlers Ernennung zum Reichskanzler melden, setzen sich im Karl-Liebknecht-Haus am Bülowplatz – dem heutigen Luxemburgplatz – John Schehr, Wilhelm Pieck, Walter Ulbricht und Wilhelm Florin zusammen.
Die Stunde der Entscheidung ist gekommen. Es gibt nur eine Antwort: Generalstreik. Noch sitzt Hitler nicht sicher im Sattel. Noch sind die Arbeiterparteien eine Macht. Aber Otto Wels, der SPD-Vorsitzende, lehnt jede Gemeinsamkeit mit den Kommunisten kategorisch ab. Generalstreik nennt der SPD-Vorstand „Generalunsinn“.
Am Nachmittag tritt die Regierung zu ihrer ersten Sitzung zusammen. Das Protokoll ist erhalten. Worüber reden die Herren? Über den drohenden Generalstreik, den sie fürchten, und über sonst gar nichts.
Wochen später, der Reichstag hat schon gebrannt, wählt Berlin zum letzten Mal für zwölf Jahre seine Stadtverordneten. Die Kommunisten sind vogelfrei, ihre 81 Reichstagsmandate annulliert, zwei Dutzend sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter verhaftet oder über die Grenzen



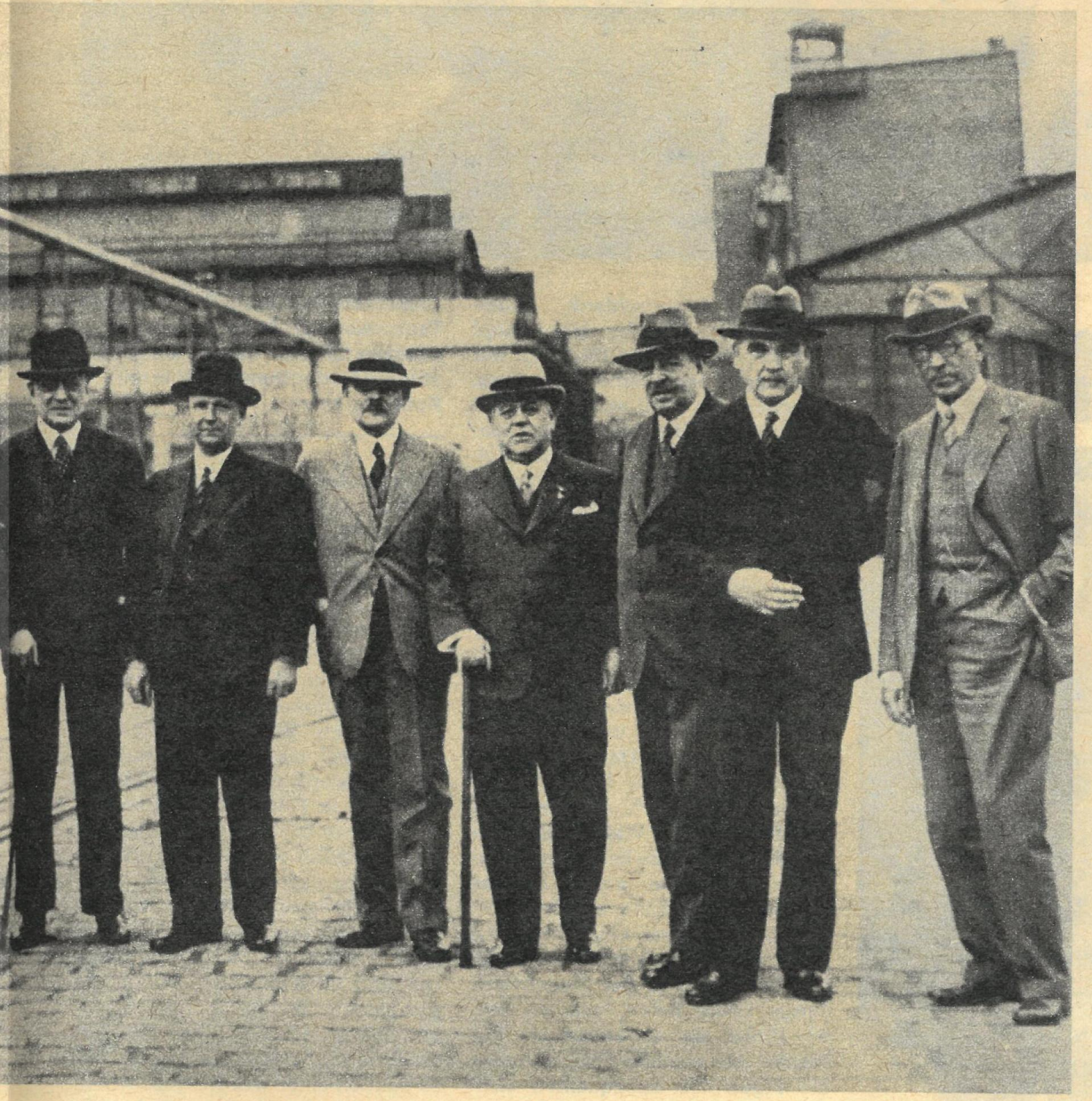
Hintermänner: die Herren der Vereinigten Stahlwerke. Thyssen (4. v. l.) finanzierte Hitlers Partei schon in den zwanziger Jahren.

GEN

Eine Beitragsfolge
von Jürgen Jessel 18

geflohen. Trotzdem bleibt Hitlers NSDAP mit 37,9 Prozent unter den eigenen Erwartungen. In den Arbeiterbezirken Friedrichshain, Prenzlauer Berg, Wedding, Neukölln und Lichtenberg gewinnen KPD und SPD zusammen die absolute Mehrheit. Hitler ist Reichskanzler, die Reichshauptstadt hat er nicht erobert. Der sozialdemokratische „Vorwärts" aber warnt vor „Undiszipliniertheiten": die Sozialdemokratie bekämpfe den Herrn Reichskanzler „auf dem Boden der Verfassung". Aller Ehren wert. Nur, der Herr Reichskanzler steht nicht auf dem Boden der Verfassung.

Hitler sitzt ganze vier Tage in der Reichskanzlei, als ihn sein Reichswehrminister General von Blomberg zu einer Geburtstagsfeier einlädt. Geburtstag hat Freiherr von Neurath, Außenminister vor und nach dem 30. Januar. Um zu gratulieren, versammelt sich die Generalität der Reichswehr im Haus der Heeresleitung in der Bendlerstraße. Blomberg nutzt die Situation. Er weiß, daß mancher General den „plebejischen" Emporkömmling und seine SA-„Rabauken" mit Skepsis betrachtet. Solche Vorurteile räumt der am besten selbst aus. Hitler soll reden, ungeniert, man ist unter sich.

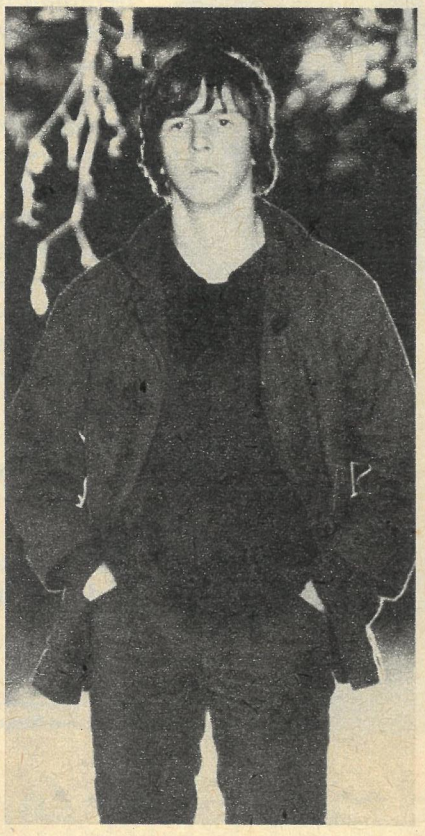


Hitler redet zwei Stunden. Auch davon ist ein Protokoll auf die Nachwelt überkommen: „Ziel der Gesamtpolitik allein: Wiedergewinnung der pol. Macht... Völlige Umkehrung der gegenwärt. innenpol. Zustände... Wer sich nicht bekehren läßt, muß gebeugt werden. Ausrottung des Marxismus mit Stumpf und Stiel... Stärkung des Wehrwillens mit allen Mitteln... Aufbau der Wehrmacht wichtigste Voraussetzung für Erreichung des Ziels: Wiedererringung der pol. Macht. Wehrpflicht muß wieder kommen. ... Wie soll pol. Macht, wenn sie gewonnen ist, gebraucht werden? ... Eroberung neuen Lebensraums im Osten u. dessen rücksichtslose Germanisierung..."
Die Kommunisten wußten es schon lange vor dem 30. Januar: Wer Hitler wählt, wählt den Krieg. Was immer sie an diesem Abend gedacht haben, spätestens seit dem 3. Februar 1933 wußten auch die Generäle Bescheid.
Monate nur gehen ins Land, und das Reichswehrministerium bittet, ein Fall unter anderen, die maßgebenden Herren der Firmen Daimler-Benz, Henschel, Maschinenfabrik Augsburg-München (MAN) und Rheinmetall-Borsig zu einer Besprechung. Auch diese Aktennotiz ist nicht verbrannt. Oberst Kühn teilt mit, strengste Geheimhaltung vorausgesetzt: „Das Reichswehrministerium schreitet jetzt zur Beschaffung von Kampfwagen." Gemeint sind Panzer. „Es hat seit einigen Jahren Versuche mit einem Carden-Lloyd (Fabrikat Vikkers-Armstrong) laufen..." Jetzt soll „auf Grund der Erfahrungen... eine eigene Konstruktion entwickelt" werden. Die eingeladenen Firmen erhalten einen „Probeauftrag auf 3–5 Stück..., von deren Prüfung die spätere Bestellung abhänge." Das sind, im frühen Sommer 1933, die ersten Tropfen des erwarteten warmen Regens. Ab April 1934, verspricht Oberst Kühn, sei mit „großen laufenden Bestellungen" zu rechnen. Und übrigens laufe das Projekt unter der Bezeichnung „Landwirtschaftlicher Schlepper".
Wie man weiß, sind die Schlepper geliefert und auch benutzt worden.

Fotos: Aus Bergschicker, Der zweite Weltkrieg; Archiv

Wirren um Iwan

Nochmals in meinen Moskauer Festivalnotizen nachgeblättert: Lachen und kein bißchen Langeweile war im riesigen Kinosaal des Rossija-Hotels, wo am vorletzten Tag des internationalen Filmmarathons der sowjetische Wettbewerbsbeitrag „Der Bote" zu sehen war. Eine Komödie, für die Regisseur Karen Schachnasarow den Spezialpreis der Jury erhielt, und die demnächst auch über unsere Leinwände laufen wird.

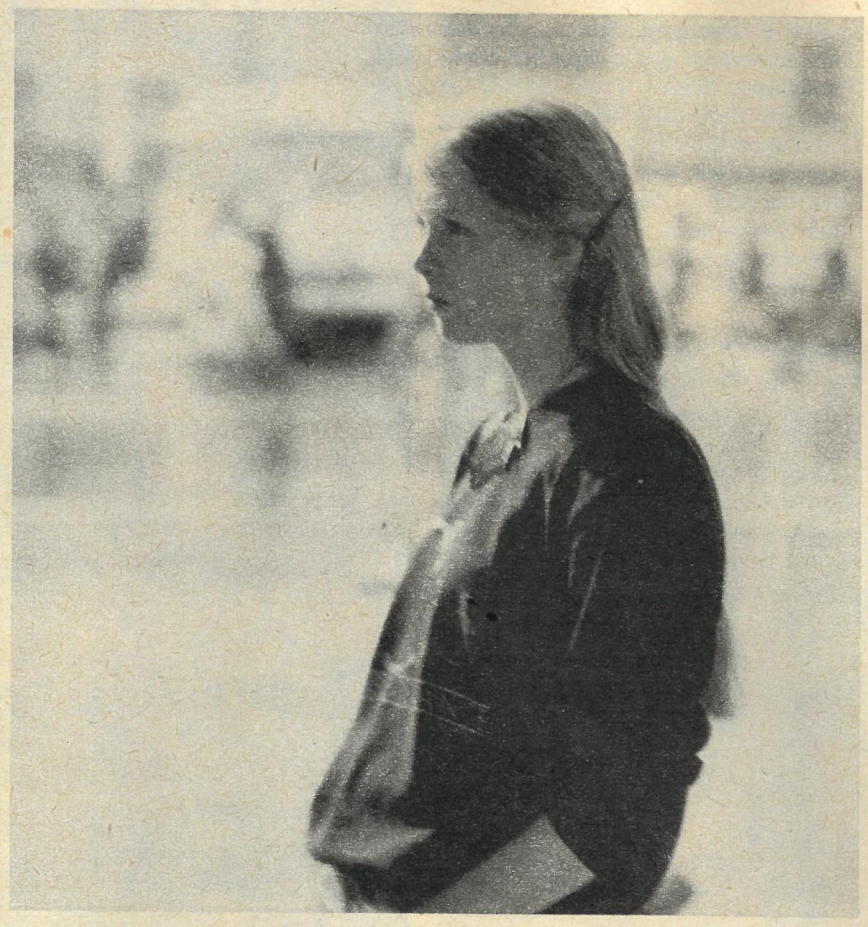


Schachnasarow, schlank, mittelgroß, Brille, dunkler Haarschopf und ein ebensolches Bärtchen auf der Lippe, liebt keine Interviews. Dennoch, die Zahl seiner Fans ist groß, und seit seinen beiden musikalischen Filmen, dem nostalgischen „Wir vom Jazz" und dem tragikomischen „Winterabend in Gagry" gehört er zu den populären Regisseuren seines Landes. „Insider" setzen ihn in eine Reihe mit den berühmten Brüdern Shengelaja, mit Georgi Danelia und Eldar Rjasanow. Er selbst scheint weit bescheidener, aber wie diese verficht's auch er, daß man über ernsthafte Dinge nicht unbedingt todernst reden muß. Darum hat sich Schachnasarow der Komödie verschrieben. „In ihr", sagt er, „läßt sich für mich die Widersprüchlichkeit des Lebens am besten ausdrükken. Ich scheue weder lyrische noch tragische Töne, ich liebe witzige Dialoge, aber am wichtigsten ist es, aufrichtig zu sein." Sein dritter Film spielt in der Gegenwart. Junge Leute heute, was denken, wie fühlen sie, wo suchen sie ihre Ideale? Aus solchen Fragen wuchs die Figur des unbequemen siebzehnjährigen Iwan, sympathischer Held seiner satirisch zugespitzten Erzählung „Der Bote", die dann

Charakterstudie eines Stars: Inna Tschurikowa als Mutter – und Bewährung für einen Laien: Fachschulstudent Fjodor Dunajewski in der Rolle des Iwan.

Vorlage des gleichnamigen Films wurde.

Iwan, ein wenig versponnen, bis dahin behütet, erlebt am Ende der Schulzeit auch das Ende eines scheinbar intakten Familienlebens. Der Vater läßt sich scheiden, um zu einer jüngeren Frau zu ziehen. Er verbleibt der Mutter, die verstört, nun in ehrgeiziger Fürsorge dem Sohn einen Weg zu „Höherem" bahnen will, sogar an ein Studium der Pädagogik denkt. (Inna Tschurikowa – in Erinnerung als Wassa Shelesnowa in dem preisgekrönten Film „Wassa" wie als Lehrerin in „Frontromanze" – ist hier in einer vergleichsweise kleinen, hinreißend gespielten Charakterrolle zu sehen.) Iwan, den Kopf voll Flausen und ohne rechte Lust auf irgend etwas, versagt denn auch wegen mangelnden Wissens bei der Prüfung und landet als Bote in der Redaktion einer wissenschaftlichen Zeitschrift. Bei der Begegnung mit der Welt der Erwachsenen sieht er so manchen Widerspruch zwischen



Schein und Sein. Da entpuppt sich die pedantische Ordnungsliebe des Redakteurs Makarow schlicht als Schlamperei. Als Iwan das Fenster öffnen soll, fällt nicht nur der riesige Bücherstapel über ihm zusammen, sondern auch ein langvermißter Locher in seine Hände. Und die vielbeschäftigt tuende Sekretärin träumt am Schreibtisch von der Ehe mit einem Japaner – wegen der dort technisch perfekten Küchengeräte. Was Wunder, wenn Iwan den morgendlichen Eilauftrag, ein wichtiges Manuskript in die Wohnung eines hochangesehenen Professors zu bringen, erst am Abend ausführt und sein schlechtes Gewissen mit flapsiger Keßheit kaschiert. Der Professor gerät darüber in Wut, seine wohlerzogene Tochter Katja dagegen in helle Begeisterung, ihr imponiert Iwans Schnoddrigkeit. Aus dieser ersten Begegnung wird eine flüchtige Freundschaft. Katjas Familie akzeptiert Iwan als „exotische Farbe", er aber lernt dabei eine ungewohnte Welt kennen, deren materieller Überfluß ihn ebenso verwirrt wie das Unvermögen, einander zuzuhören, zu verstehen. Provozierend trinkt er so während einer Fete zwei Flakons teuren französischen Parfüms aus, schockiert bei einem klassischen Hauskonzert, indem er auf dem Klavier Nonsens klimpert, und kontert leeres Wortgeklingel am Kaffeetisch mit der direkten Frage, was denn die wahren Werte wären, die einer in die Gesellschaft einbringen muß, um seinen Platz darin zu finden. Iwan weiß es noch nicht, auch der Film gibt ihm keine fertige Antwort vor. Heiter, pointiert hat er seinen Helden an die schwierige Schwelle zum Erwachsensein postiert, wo er begreifen muß, daß die Zeit der Tändelei vorbei ist. Iwan wird über die Werte in seinem eigenen Leben nachdenken müssen…

Ursula Weil

Das Mädchen Katja: Erste Filmrolle für Anastasia Nemoljajewa.

Komische Situation: Alexander Pankratow-Tschorny spielt hier den verschusselten Chef Makarow.

Fotos: Sovexportfilm

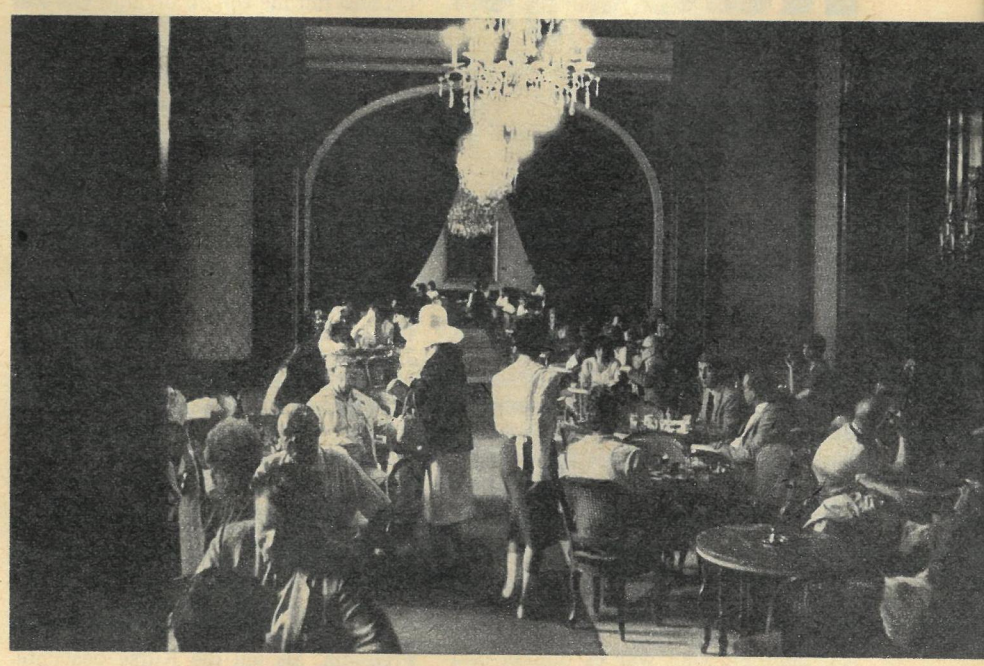
☆Impressionen

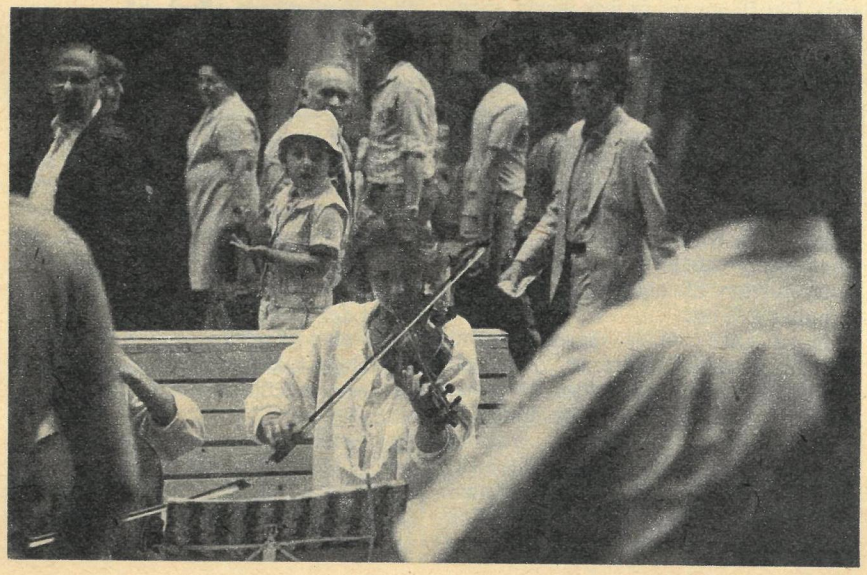
Ein Schiff legt an, der Habsburger Burg schwebt über den Wassern im Blauen. Die Schaumkronen auf den Wirbeln der Schiffsschraube suchen eilig zu entkommen. Wie der Schwarm aufgeregter älterer Damen, breitkrempige Hüte auf geröteten Köpfen. In ihrer Kiellinie Herren in Wiener Eleganz. Jedes Jahr einige Male gehen sie in Pest an Land – ein Stückchen Wien ist in diesem brodelnden Tiegel allemal eingeschmolzen. Zwischen Ketten- und Elisabethbrücke schlägt eines der Herzen dieser Stadt: Vörösmarty ter, Freilichtsalon Budapests, auf seinem Rükken das Konzerthaus Vigado, wo Franz Liszt seine Siege hatte. Dieser Platz, früher Treffpunkt der vielen Ladenbesitzer und Fuhrleute, nannte sich einmal Gizellaplatz. Die große Welt freilich flanierte damals mehr auf den Ringboulevards mit ihren exklusiven Restaurants und Kaffeehäusern. Aber eines Tages kamen der Herr Kugler aus Wien und der Monsieur Gerbeaud aus der Schweiz. Sie verstanden etwas von Kaffeezubereitung und Zuckerbäckerei und ließen sich auf dem Gizellaplatz nieder. Gleich zog es große und kleine Welt hierher, und das ist bis heutigentags so geblieben. Die Zuckerbäcker lockten die Frauen und die Frauen die Maler, die Musiker und die Dichter, und sie münzten Tagleben und Tagtraum in Poesie um. Unter alten Bäumen steht da einer von ihnen und schaut versonnen auf das Treiben: Mihaly Vörösmarty. Einst führende Gestalt der ungarischen Romantik, Schöpfer des Märchenspiels „Csongor und Tünde", in dem von ganz unirdischer Schwärmerei des Märchenprinzen Csongor für die Feentochter Tünde erzählt wird, vom Traum, der sich auf irdische Weise erfüllt. Traum blieb für den Dichter der Ungarn Freiheit von den österreichischen Habsburgern. Erst seinem von ihm entdeckten und geförderten Dichterkollegen Sandor Petöfi erfüllte er sich. Als Vörösmarty Mitte des vorigen Jahrhunderts starb, gab ganz Budapest ihm das Geleit. Sein bleiches Marmorbild war und ist Zeuge von Geschichte und Geschichten. Besonders letztere verleihen dem Platz Patina und Intimität. Wer in der Vaci utca einkauft oder aus

Vörösmarty-Kaffeezeit

dem Vigado festlich kommt – hier muß er ganz einfach drüber hingehn. 12 Uhr mittags ist schon Kaffeezeit. Da schwätzt und spielt und lacht und singt es überall. Verabredungen enden mit dem Stereotyp: „Bis dann am Vörösmarty!" Dann wartet die eine Hälfte des Stadtvolks, wie es scheint, auf die andere. Aber die meisten warten bei Gerbeaud und geben sich dem Kaffee hin, der mit Schlagobers und winzigen Törtchen eingenommen, einem flüchtige Sekunden trügerischen Glücks vorgaukelt. Kaffeetrinken bei Gerbeaud ist beinah ein gesellschaftliches Ereignis im Nonstop. Es wechseln die Gedecke und Gesichter, während draußen die Unterpflasterbahn, erste ehemals des Kontinents, Scharen von Globetrottern ausspuckt. Manchmal ist auch einer dabei, der still und gedankenvoll unter den alten Bäumen sitzt tête-à-tête mit dem Marmordichter. Und da kann es geschehen, daß er bis zum späten Abend bleibt, wo die Lichter aufflammen und die Stimmen sich dämpfen und ein Sprosser mit seinem Lied das sommerselige Herz erweicht. Die Donau schickt ihre Frische herüber und ihre Ahnungen, und man möchte und möchte nicht nach Hause gehn.

Helmut Zemke (Text)
Peter Meißner (Fotos)





Iwan Bunin (1870–1953), der anerkannte Meister der russischen Liebesgeschichte, war sein Leben lang bestrebt, das Wesen der Frau zu ergründen. Mit tiefem Einfühlungsvermögen gestaltet er seine poetischen Erzählungen, die meist von einem kurzen Augenblick überwältigenden Glücks handeln, der im Leben der Liebenden unauslöschliche Spuren hinterläßt, auch wenn sie über Jahre verweht schienen. Die Erzählung „Russja" entnahmen wir dem Sammelband „Dunkle Alleen" des Aufbau-Verlages in der Übersetzung von Erich Ahrndt.

Iwan Bunin

Russja

Gegen elf Uhr abends hielt der Schnellzug Moskau–Sewastopol auf einem kleinen Bahnhof hinter Podolsk, wo ein Halt nicht vorgesehen war, und wartete auf einen Gegenzug. Im Zug traten ein Herr und eine Dame an das heruntergelassene Fenster eines Wagens erster Klasse. Ein Schaffner mit einer roten Signallampe in der herabhängenden Hand kam über die Schienen, und die Dame fragte: „Hören Sie. Warum halten wir?"

Der Schaffner antwortete, der entgegenkommende Schnellzug habe Verspätung.

Auf dem Bahnhof war es dunkel und trist. Die Dämmerung war längst angebrochen, aber im Westen hinter dem Bahnhof, hinter sich schwarz abhebenden bewaldeten Feldern, stand noch immer der tote Schein der anhaltenden Moskauer Sommerabendröte. Feuchter Sumpfgeruch drang ins Fenster. In der Stille war das gleichfalls feucht anmutende monotone Schnarren eines Wachtelkönigs zu hören.

Die beiden standen am Fenster, er mit aufgestützten Ellenbogen, sie an seine Schulter gelehnt.

„Einmal habe ich in dieser Gegend Ferien gemacht", sagte er. „Ich gab Nachhilfestunden auf einer Datsche, ungefähr fünf Werst von hier. Eine öde Gegend. Jungwald, Elstern, Mücken und Libellen. Nirgends eine Aussicht. Den Anblick des Horizonts konnte man auf der Datsche nur vom Dachgeschoß des Hauses aus genießen. Das Haus war natürlich im russischen Datschenstil gebaut und sehr verwahrlost – die Besitzer waren verarmt –, dahinter war so etwas wie ein Garten und hinter dem Garten ein halb versumpfter See, mit Binsen und Seerosen bewachsen und mit dem unvermeidlichen flachen Boot am morastigen Ufer."

„Und natürlich ein sich langweilendes Datschenmädchen, das du auf diesem Sumpf spazierengefahren hast."

„Ja, alles war, wie es sich gehörte. Nur gelangweilt hat sich das Mädchen ganz und gar nicht. Boot gefahren bin ich mit ihr dann vor allem nachts, es wurde sogar sehr romantisch. Im Westen schimmerte der Himmel die ganze Nacht grünlich, am Horizont war immer so ein Glimmen, genau wie jetzt... Es fand sich nur ein Ruder, mehr eine Schaufel, ich paddelte damit wie ein Wilder – mal rechts, mal links. Am gegenüberliegenden Ufer war es durch das Kleingehölz dunkel, aber dahinter hielt sich die ganze Nacht dieses merkwürdige Dämmerlicht. Und überall eine unvorstellbare Stille – nur die Mücken plagten einen, und Libellen schwirrten. Ich hätte nie gedacht, daß die nachts fliegen – aber sie tun's, wie sich zeigte. Schlimm war das."

Endlich hörte man das Geräusch des Gegenzuges, donnernd und brausend raste er vorüber, die erleuchteten Fenster verschmolzen zu einem goldenen Streif. Der Zug fuhr sofort an. Der Schaffner betrat das Abteil, machte Licht und richtete die Betten her.

„Was war denn nun zwischen dir und dem Mädchen? Ein richtiger Roman? Du hast mir nie von ihr erzählt. Wie war sie?"

„Mager, groß gewachsen. Sie trug einen gelben Kattunsarafan und an den bloßen Füßen Bauernflechtschuhe aus bunter Wolle."

„Also auch im russischen Stil?"

„Ich glaube, es war eher Armut. Sie hatte nichts weiter anzuziehen, darum der Sarafan. Außerdem war sie Malerin, sie studierte am Stroganowinstitut für bildende Kunst. Sie selber hätte sich malen lassen können, sie hatte geradezu ein Ikonengesicht. Ein langer schwarzer Zopf auf dem Rücken, gebräunter Teint mit kleinen, dunklen Leberflecken, eine schmale, gerade Nase, schwarze Augen, schwarze Brauen... Das trockene, harte Haar war ein wenig gekräuselt. Das sah zum gelben Sarafan und den weißen Ärmeln ihres Nesselhemds sehr schön aus. Die Knöchel, der Fußansatz in den Flechtschuhen – alles mager und sehnig, unter der feinen braunen Haut traten die Knochen hervor."

„Ich kenne den Typ. Ich hatte so eine Freundin, als ich die Kurse besuchte. Eine Hysterikerin offenbar."

„Möglich. Um so mehr, als sie im Gesicht ihrer Mutter ähnlich sah, und die, eine geborene Fürstin orientalischen Geblüts, litt an tiefer Melancholie. Sie erschien nur zu den Mahlzeiten. Kam, setzte sich und schwieg, räusperte sich, ohne aufzublicken, und legte andauernd mal das Messer, mal die Gabel um. Sprach sie aber plötzlich doch einmal, war es so unerwartet und laut, daß man erschrak."

„Und der Vater?"

„War ebenso schweigsam, hager, groß. Ein abgedankter Offizier. Schlicht und nett war bloß ihr kleiner Junge, dem ich Stunden gab."

Der Schaffner sagte, die Betten seien fertig, wünschte eine gute Nacht und verließ das Abteil.

„Und wie hieß sie?"

„Russja."

„Was ist denn das für ein Name?"

„Ein ganz einfacher – Marussja."

„Na schön, und warst du sehr verliebt in sie?"

„Natürlich, ich glaube, ganz schrecklich."

„Und sie?"

Er schwieg eine Weile und antwortete knapp: „Wahrscheinlich hat auch sie so empfunden. Aber gehen wir schlafen. Ich bin entsetzlich müde heute."

„Wie reizend! Wozu machst du mich da erst neugierig? Erzähl wenigstens kurz, wie euer Roman zu Ende ging."

„Wie schon. Ich bin abgereist, und Schluß."

„Warum hast du sie denn nicht geheiratet?"

„Ich muß wohl geahnt haben, daß ich dir noch begegne."

„Nein, im Ernst?"

„Na, weil ich mich erschoß und sie sich erdolchte..."

Nach dem Waschen und Zähneputzen verriegelten sie ihr nun enger gewordenes Abteil, zogen sich aus und streckten sich, von der Reise ermüdet, behaglich unter dem frischen, glänzenden Leinen der Bettücher aus. Die frischbezogenen Kopfkissen rutschten immer wieder von den etwas erhöhten Kopfenden.

Das blauviolette Auge über der Tür blickte still ins Dunkel. Sie schlief rasch ein, er aber lag wach, rauchte und versetzte sich in Gedanken in jenen Sommer zurück...

Auch am Körper hatte sie viele kleine dunkle Muttermale gehabt – eine reizende Besonderheit. Weil sie weiche, absatzlose Schuhe trug, bewegte sich ihr Körper unter dem gelben Sarafan frei und geschmeidig. Der Rock war weit und leicht und ließ dem schlanken Mädchenkörper reichlich Spielraum.

Einmal kam sie im Regen mit pitschnassen Füßen aus dem Garten ins Wohnzimmer gelaufen, da stürzte er zu ihr, zog ihr die Schuhe aus und küßte ihre nassen, schmalen Füße – solch ein Glück hatte er in seinem ganzen Leben nicht empfunden. Der frische, duftende Regen rauschte immer rascher und dichter hinter der geöffneten Balkontür, im dämmrig gewordenen Haus hielt alles Mittagsschlaf – wie hatte sie beide damals der schwarz und metallgrün schillernde Hahn mit dem großen feuerroten Kamm erschreckt, der mit tapsenden Krallen plötzlich auch aus dem Garten über die Dielen gelaufen kam, gerade im leidenschaftlichsten Augenblick, da sie alle Vorsicht vergessen hatten. Als er sah, wie sie vom Sofa hochfuhren, lief er, gleichsam aus Zartgefühl, eilig und gebeugt, den glänzenden Schwanz gesenkt, in den Regen zurück...

Die erste Zeit hatte sie ihn immer wieder angesehen; sprach er sie an, errötete sie tief und murmelte spöttische Antworten; bei Tisch hänselte sie ihn oft, indem sie laut zu ihrem Vater sagte: „Sie brauchen ihm nicht erst etwas anzubieten, Papa. Er mag keine Quarkpiroggen. Übrigens auch keine Okroschka und keine Nudeln, saure Milch verabscheut er, und Quark haßt her."

Vormittags war er mit dem Jungen beschäftigt und sie mit der Wirtschaft – der ganze Haushalt lag in ihren Händen. Um eins aßen sie Mittag. Danach zog sie sich in ihre Dachstube oder – wenn es nicht regnete – in den Garten zurück, wo unter einer Birke ihre Staffelei stand, und malte nach der Natur, sich der Mücken erwehrend. Dann ging sie auf den Balkon, wo er nachmittags mit einem Buch in einem schiefen Rohrsessel saß, stand da, die Hände auf dem Rücken, sah ihn mit unbestimmtem Spott an und fragte: „Darf man erfahren, welche Weisheiten Sie zu studieren geruhen?"

„Die Geschichte der Französischen Revolution."

„Mein Gott! Ich wußte gar nicht, daß wir einen Revolutionär im Hause haben!"

„Warum haben Sie denn Ihre Malerei aufgegeben?"

„Die werde ich bald ganz aufgeben. Ich bin mir klar geworden, daß ich kein Talent habe."

„Zeigen Sie mir doch mal was von Ihren Arbeiten."

„Glauben Sie denn, daß Sie etwas von Malerei verstehen?"

„Sie sind schrecklich empfindlich."

„Allerdings..."

Eines Tages schlug sie ihm vor, auf dem See Boot zu fahren, sie sagte plötzlich resolut: „Die Regenzeit unserer tropischen Breiten scheint aufgehört zu haben. Gönnen wir uns ein Vergnügen. Unser Seelenverkäufer ist zwar schon recht morsch und hat einen löchrigen Boden, aber Petja und ich haben alle Löcher mit Binsen abgedichtet..."

Der Tag war heiß und drückend schwül, in den von gelben Dotterblumen gesprenkelten Ufergräsern, über denen unzählige blaßgrüne Falter schwirrten, staute sich stickige, feuchte Wärme.

Er hatte sich ihren scherzhaften Ton angewöhnt, und als sie zum Boot kamen, sagte er: „Endlich lassen Sie sich zu mir herab!"

„Endlich raffen Sie sich zu einer Antwort auf", entgegnete sie schlagfertig und sprang in den Bootsbug, Frösche verscheuchend, die nach allen Seiten ins Wasser platschten, plötzlich aber kreischte sie laut auf und raffte trippelnd den Sarafan bis zu den Knien.

„Eine Natter! Eine Natter!"

Mit einem Blick auf die glänzende Bräune ihrer nackten Beine ergriff er das Ruder am Bug, versetzte damit der sich im Boot schlängelnden Natter einen Schlag, nahm sie mit dem Ruder auf und schleuderte sie weit weg ins Wasser.

Russja war bleich geworden wie ein Hindu, die Leberflecke in ihrem Gesicht erschienen dunkler, Haare und Augen noch schwärzer. Erleichtert seufzte sie: „Oh, schauderhaft! Nicht umsonst kommt in unserer Sprache das Wort *ushas* (Entsetzen) von *ush* (Natter). Überall haben wir hier Schlangen, im Garten, unterm Haus... Und stellen Sie sich das vor, Petja nimmt sie sogar in die Hand!"

Zum ersten Mal sprach sie in einfachem Ton mit ihm, und zum ersten Mal sahen sie sich in die Augen.

„Aber wie tapfer von Ihnen! Sie haben ihr einen tüchtigen Hieb versetzt!"

Sie hatte sich wieder gefangen und lächelte, lief fröhlich vom Bug ins Heck und setzte sich. In ihrer Angst war sie erstaunlich schön gewesen; nun dachte er zärtlich: Sie ist doch noch ein richtiges Kind! Aber er machte ein gleichgültiges Gesicht, stieg geschäftig ins Boot, drehte es, das Ruder in den kühlen Grund stemmend, mit der Spitze nach vorn und zog es durch das wirre Geschlinge der Unterwasserpflanzen über borstige grüne Binsen und blühende Seerosen, deren fleischige, runde Blätter das Wasser bis tief in den See hinein wie mit einem dichten Teppich überzogen, hinaus aufs offene Wasser, dann

setzte er sich auf die Bank in der Mitte und paddelte abwechselnd rechts und links.
„Ist das nicht schön?“ rief sie.
„Ja, sehr!“ antwortete er, nahm die Mütze ab und drehte sich nach ihr um. „Seien Sie so gut und tun Sie sie neben sich, sonst fällt sie mir noch in diesen Trog, der, verzeihen Sie, trotz allem leck ist und voller Blutegel.“
Sie legte sich die Mütze auf den Schoß. „Machen Sie sich keine Umstände, tun Sie sie irgendwohin.“
Sie drückte die Mütze an die Brust. „Nein, ich geb auf sie acht!“
Wieder fühlte er sein Herz zärtlich erschauern, aber er wandte sich abermals ab und tauchte eifrig das Paddel in das zwischen Binsen und Seerosen glitzernde Wasser.
Im Gesicht und an den Armen klebten Mücken, ringsum gleißte alles silbern und heiß: die schwüle Luft, das flimmernde Sonnenlicht, das weiße Gekräusel der Wolken, die sanft am Himmel und auf den freien Wasserflächen zwischen Binsen- und Seeroseninseln leuchteten; überall war es so flach, daß die Wasserpflanzen am Grunde zu sehen waren, aber seltsamerweise tat das der bodenlosen Tiefe, in der sich Himmel und Wolken spiegelten, keinen Abbruch. Plötzlich kreischte Russja abermals auf, und das Boot kippte auf die Seite: Sie hatte hinten ins Wasser gegriffen, einen Seerosenstengel erwischt und ihn so heftig zu sich herangezogen, daß sie das Gleichgewicht verlor und das Boot zu kippen drohte – er konnte gerade noch aufspringen und sie unter den Armen packen. Laut lachend ließ sie sich rücklings ins Heck fallen und spritzte ihm mit ihrer nassen Hand ins Gesicht. Da packte er sie erneut und küßte sie, ohne zu wissen, was er tat, auf den lachenden Mund. Sie schlang ihm sofort die Arme um den Hals und küßte ihn ungeschickt auf die Wange…
Seitdem waren sie nachts Boot gefahren. Am anderen Tag rief sie ihn nach dem Essen in den Garten und fragte: „Liebst du mich?“
Sich der Küsse im Boot erinnernd, antwortete er leidenschaftlich: „Seit dem Tag, an dem wir uns kennenlernten!“
„Ich dich auch“, sagte sie. „Nein, zuerst hab ich dich gehaßt – ich dachte, du bemerkst mich gar nicht. Aber das ist Gott sei Dank vorbei. Heute abend, wenn alle zu Bett sind, komm wieder und warte auf mich. Nur schleich dich möglichst vorsichtig aus dem Haus – Mama belauert jeden meiner Schritte, sie ist wahnsinnig eifersüchtig.“
In der Nacht kam sie mit einer Decke im Arm zum See. Vor Freude begrüßte er sie verwirrt, er fragte nur: „Wozu die Decke?“
„Ach, du Dummer! Wir werden doch frieren. Schnell, steig ein und rudere nach drüben…“
Auf dem ganzen Weg schwiegen sie. Als sie den Wald am anderen Ufer erreichten, sagte sie: „So. Jetzt komm zu mir. Wo ist die Decke? Ach, ich sitze drauf. Leg sie mir um, mich friert, und setz dich. So ist's gut… Nein, warte, gestern haben wir uns ohne Sinn und Verstand geküßt, heute will ich dich zuerst küssen, zart, ganz zart. Und du umarme mich… Überall…“
Unter dem Sarafan trug sie nur ein Hemd. Zärtlich, fast ohne ihn zu berühren, küßte sie ihn in die Mundwinkel. Sein Verstand trübte sich, er warf sie ins Heck. Leidenschaftlich umarmte sie ihn…

Illustration: Christa Unzner-Fischer

Nachdem sie eine Weile geruht hatten, richtete sie sich auf und sagte mit einem Lächeln glücklicher Ermattung, der Schmerz war noch nicht verebbt: „Nun sind wir Mann und Frau. Mama sagt, sie wird meine Heirat nicht überleben, aber daran will ich jetzt nicht denken… Weißt du, ich möchte baden, nachts bade ich schrecklich gern…“
Sie zog sich das Kleid über den Kopf, daß ihr schlanker Leib weiß im Dämmerlicht schimmerte, und wickelte sich mit erhobenen Armen – er konnte ihre dunklen Achselhöhlen und die sich hebenden Brüste sehen – den Zopf zum Kranz, und sie schämte sich nicht ihrer Nacktheit und des kleinen dunklen Dreiecks unter dem Bauch. Danach küßte sie ihn rasch, sprang auf, ließ sich rücklings ins Wasser plumpsen und strampelte geräuschvoll mit den Beinen.
Später half er ihr, sich rasch anzuziehen und sich in die Decke zu hüllen. Im Zwielicht sahen ihre schwarzen Augen und der schwarze Haarkranz märchenhaft schön aus. Er wagte nicht mehr, sie zu berühren, küßte ihr nur die Hände und schwieg, stumm vor Glück. Immerzu schien im Dunkel des schweigenden Urwalds, in dem hier und da Glühwürmchen glommen, jemand zu stehen und zu lauschen. Manchmal drang ein vorsichtiges Rascheln herüber. Sie hob den Kopf.
„Halt, was ist das?“
„Hab keine Angst, da kriecht bestimmt ein Frosch ans Ufer. Oder es ist ein Igel im Wald…“
„Und wenn es ein Steinbock ist?“
„Was für ein Steinbock?“
„Ich weiß nicht. Stell dir bloß mal vor: Ein Steinbock kommt aus dem Wald, steht da und guckt… Mir ist so wohl, ich möchte schrecklich albernes Zeug plappern!“
Wieder drückte er ihre Hände an die Lippen, manchmal küßte er, wie etwas Heiliges, ihre kühle Brust. Was für ein völlig neues Wesen sie für ihn geworden war! Und hinter der Schwärze des niedrigen Uferwalds stand und erlosch noch immer nicht das grünliche Dämmerlicht, das sich in der Ferne matt im flächig schimmernden Wasser spiegelte, von betauten Wasserpflanzen roch es herb nach Sellerie, geheimnisvoll, flehend sirrten unsichtbare Mücken – und über dem Boot und dem nächtlich schimmernden Wasser schwirrten laut surrend die schrecklichen schlaflosen Libellen. Und immerzu raschelte, kroch, bewegte sich etwas irgendwo…
Eine Woche später wurde er auf abscheuliche, schmachvolle Weise aus dem Haus gejagt, fassungslos, entsetzt über die plötzliche Trennung.
Eines Tages hatten sie nach dem Mittagessen im Wohnzimmer gesessen und sich, Wange an Wange, Bilder in alten „Niwa“-Heften angesehen.
„Hast du mich wirklich noch lieb?“ fragte er leise und tat, als betrachte er aufmerksam die Bilder.
„Du Dummer. Du bist ja so schrecklich dumm!“ flüsterte sie.
Plötzlich hörten sie weiche, eilige Schritte – und auf der Schwelle stand in zerschlissenem schwarzseidenem Morgenrock und schiefgetretenen Saffianschuhen ihre halbverrückte Mutter. Ihre schwarzen Augen funkelten tragisch. Sie kam ins Zimmer gestürzt wie auf eine Bühne und schrie: „Ich weiß alles! Ich habe es geahnt, ich bin euch gefolgt! Schurke, dir wird sie nie gehören!“
Damit riß sie den Arm im weiten Ärmel hoch und feuerte ohrenbetäubend aus einer alten Pistole, die Petja immer mit Pulver lud, um die Spatzen zu verscheuchen. Im Pulverdampf war er auf sie losgegangen und hatte ihre Hand gepackt, die zäh die Waffe umklammerte. Sie entwand sie ihm, schlug ihm die Pistole an die Stirn, daß ihm die Augenbraue platzte, warf sie ihm an den Kopf. Als sie hörte, daß man auf den Schuß und das Geschrei hin im Haus zusammenlief, schrie sie mit Schaum auf den blauen Lippen noch theatralischer: „Nur über meine Leiche kommt sie zu dir! An dem Tag, an dem sie mit dir wegläuft, hänge ich mich auf, stürz ich mich vom Dach! Schurke, fort aus meinem Haus! Marja Viktorowna, wählen Sie: die Mutter oder ihn!“
Sie hatte gestammelt: „Sie, Mama, Sie…“
Er erwachte aus seinen Erinnerungen und sah auf – das blauviolette Auge über der Tür blickte ihn noch ebenso unablässig, rätselhaft und grabesstill aus der schwarzen Finsternis an, und der Waggon raste federnd und schaukelnd immer noch im gleichen Tempo unablässig vorwärts. Der triste kleine Bahnhof lag bereits weit, weit hinter ihnen. Das alles – Waldstreifen, Elstern, Sümpfe, Seerosen, Nattern und Kraniche – war nun schon zwanzig Jahre her… Ja, auch Kraniche waren da gewesen – wie hatte er die nur vergessen können! Alles war merkwürdig gewesen in jenem erstaunlichen Sommer, auch das Kranichpaar, das von Zeit zu Zeit an das Ufer des Sumpfsees geflogen kam, merkwürdig war auch, daß die Kraniche allein sie an sich heranließen und, die dünnen, langen Hälse rekkend, mit strenger, aber wohlwollender Neugier auf sie herabblickten, wenn sie, die in ihren bunten Flechtschuhen weich und leichtfüßig auf sie zugeeilt war, plötzlich vor ihnen niederkauerte, daß ihr gelber Sarafan glockig aufs feuchte, warme Ufergrün fiel, und ihnen mit kindlichem Übermut in die vom Ring der dunkelgrauen Iris eng gefaßten schönen, schrecklichen schwarzen Pupillen sah. Er hatte die Szene von weitem durchs Fernglas beobachtet und deutlich die kleinen glänzenden Kranichköpfe gesehen – sogar ihre knorpligen Nasenlöcher und die Spalte der kräftigen großen Schnäbel, mit denen sie mit einem Hieb Nattern töteten. Ihre gedrungenen Leiber mit den flaumigen Schwanzbüscheln waren dicht mit stahlgrauem Gefieder bedeckt, die geschuppten Stelzenbeine über die Maßen lang und dünn – bei einem tiefschwarz, beim anderen grünlich. Manchmal standen sie beide in unbegreiflicher Reglosigkeit stundenlang auf einem Bein, dann wieder sprangen sie mir nichts, dir nichts auf und schwangen die riesigen Flügel; oder sie stolzierten gravitätisch, hoben die Beine, indem sie ihre drei Zehen ballten, und setzten die Pfoten gespreizt, die Zehen spreizend wie Raubtierkrallen, wiegten fortwährend dabei die kleinen Köpfe… Übrigens, wenn sie auf die Vögel zulief, dachte und sah er nur noch ihren wallenden Sarafan, durchrieselte ihn beim Gedanken an ihren braunen Körper darunter, an die dunklen Muttermale auf ihrer Haut tödliche Mattigkeit. An ihrem letzten Tag, als sie das letzte Mal im Wohnzimmer nebeneinander auf dem Sofa saßen, den alten „Niwa“-Band vor sich, hatte sie seine Mütze ebenso in den Händen gehalten und an die Brust gedrückt wie davor im Boot, ihn mit spiegelblanken schwarzen Augen fröhlich angeblitzt und gesagt: „Ich liebe dich jetzt so sehr, daß ich nichts so sehr mag wie den Geruch dieser Mütze, die nach deinem Kopf und deinem schauderhaften Eau de Cologne riecht!“
Hinter Kursk, im Speisewagen, als er nach dem Frühstück Kaffee und Cognak trank, sagte seine Frau zu ihm: „Warum trinkt du nur so viel? Das ist wohl schon das fünfte Glas. Trauerst du immer noch deinem Datschenmädchen mit den knochigen Füßen nach?“
„Ja, das tu ich“, antwortete er mit schiefem Lächeln. „Das Datschenmädchen… *Amata nobis quantum amabitur nulla!*“*
„Ist das Latein? Was heißt es?“
„Das brauchst du nicht zu wissen.“
„Wie grob du bist“, sagte sie geringschätzig seufzend und sah zum Fenster hinaus in die Sonne.
27. September 1940

* (lat.) Die von uns geliebt wurde, wie keine geliebt werden wird!

Jeder möchte lange leben, aber keiner will alt werden. Jonathan Swift

Nichts ist so aufreizend wie Gelassenheit. Oscar Wilde

Miloslav Kostka

Die Schildkröte

Mein Freund Tomas ist Redakteur einer Zeitschrift für Humor. So wurde er für mich folgerichtig zum ersten Opfer meiner neuen Humoreske.

Voll Freude über mein soeben fertiggestelltes Werk ging ich umgehend zu ihm in die Wohnung und begann, kaum daß ich seine Türschwelle übertreten hatte, meine Arbeit laut vorzulesen: „Ich setzte heimlich eine Schildkröte in die Wohnung meines Freundes. Bevor ich sein Quartier verließ, nahm ich das Tier aus meiner Brieftasche. Als ich es im Vorzimmer laufen ließ, schaute es mich einen Augenblick lang mit seinen klugen Äuglein an und lief dann zielstrebig unter das Sofa…“

Weiter kam ich nicht, denn da erwachte bei meinem Freund der Selbsterhaltungstrieb.

„Höre mir bitte einmal zu, ohne dich gleich wieder aufzuregen! Ich möchte ja nicht wieder anfangen, mit dir über Typisches oder Nichttypisches in der Literatur zu debattieren, aber glaubst du wirklich, daß es ein normaler, alltäglicher Vorgang ist, wenn man einem anderen Menschen heimlich eine Schildkröte zusteckt?“

„Nein, das denke ich ganz und gar nicht“, beruhigte ich ihn. „Ich habe das nur geschrieben, um eine ungewöhnliche Situation zu schaffen. Du weißt doch selbst, daß der Humor von unerwarteten Wendungen lebt, ungewöhnliche Ereignisse fordert.“

„Ob gewöhnlich oder ungewöhnlich ist doch hier völlig nebensächlich!“ unterbrach mich mein Freund. Er wiegte den Kopf hin und her, offenbar nicht bereit zu einem Zugeständnis. „Und warum hast du ausgerechnet eine Schildkröte gewählt?“

„Weil zum Beispiel ein Nilpferd in einer Brieftasche keinen Platz hat.“

Diese tiefgreifende Lebensweisheit zwang ihn zur vorläufigen Kapitulation. Doch schon nach wenigen Minuten schrie er mich an:

„Trotzdem klingt das nicht überzeugend! Außerdem ist die Symbolik viel zu augenscheinlich!…“

„Welche Symbolik denn?“ schnitt ich ihm das Wort ab.

Er lächelte:

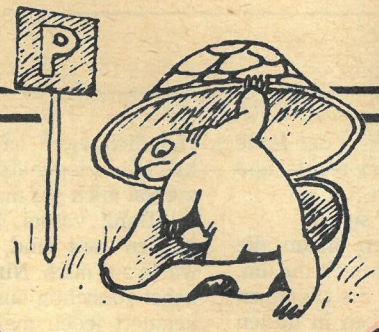
„Diese unsachliche Art kennen wir bereits zur Genüge. Aber ich bin ja schon still. Trotzdem warne ich dich: Das erscheint mir alles zu fadenscheinig. Speziell die Personifizierung.“

„Die Personifizierung? Wovon sprichst du eigentlich?“

„Stell dich doch nicht dümmer als du bist!“ fiel er über mich her. „Du hast doch selbst vorgelesen, daß dich die Schildkröte einen Augenblick lang mit ihren klugen Äuglein ansah, ehe sie zielstrebig unter das Sofa lief.“

„Aha!“ nickte ich erleichtert.

Es kleidet nicht

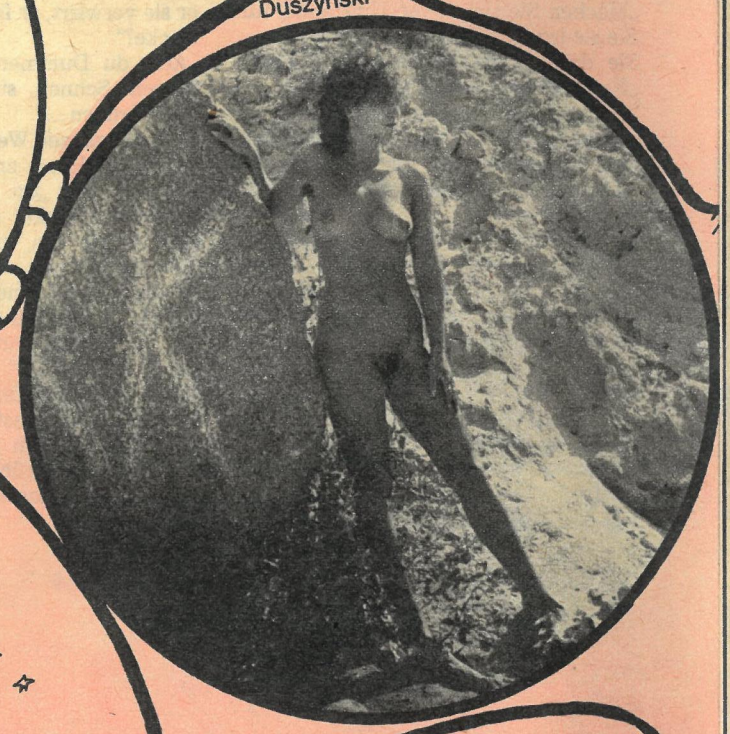


Im hellen, warmen Sonnenschein
lag eine Schildkröte allein,
da kam der Rotfuchs hungrig an
und meinte heuchlerisch sodann:

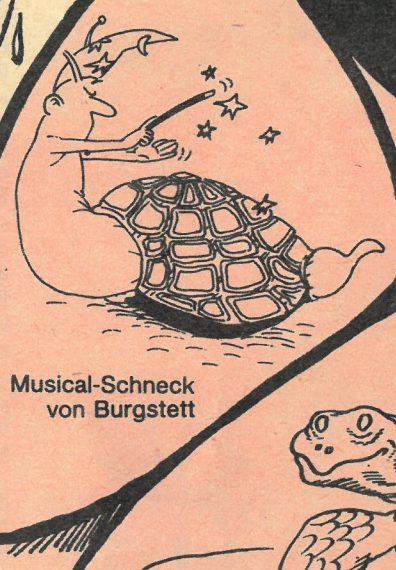
„Oh, liebes Tier, gib auf dich acht,
damit die Sonn nicht Bratfleisch macht
aus deinem Körper, dir zum Graus.
Ich rate dir, zieh' dich gleich aus!“

„Gevatter Fuchs“, sprach diese da,
„ich mach' mir nichts aus FKK
und kenn' von Busch den Igelreim,
drum geh' ich dir nicht auf den Leim!“
Günter Rzehaczek

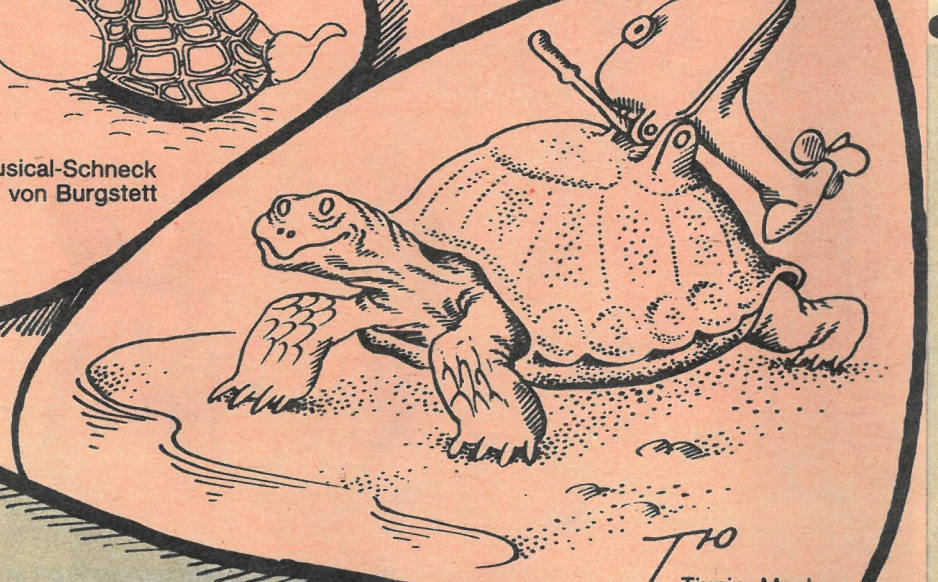
Seltsamer Fund
Das Mäuselein
fand im Gestein
Zum ersten Male
Eine Schildkrötenschale.
Es sagte: I,
Was für ein Vieh!
Und perkutierte
Und spionierte
An dem Gebilde,
Das sich nicht rührte,
denn es führte
Nichts mehr im Schilde.
Erich Weinert



Duszynski



Der Musical-Schneck von Burgstett



Tjunin, Moskau

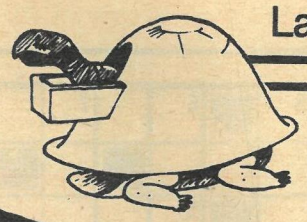
2 Wochenspruch

Nicht fürchten
ist der
beste Harnisch.

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

Jahre wissen mehr als Bücher. Lessing

jeden Menschen das Alter und nicht jede Landschaft der Schnee. Fontane



Die Schildkröte wird alt fürwahr,
kommt ganz bequem auf 100 Jahr'
und wird noch älter, wie ihr wißt,
weil ihr der Streß ein Fremdwort ist!

G. R.

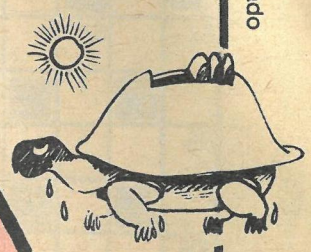
Raste nie,
doch haste nie,
sonst haste
die Neurasthenie.

Verfasser
unbekannt

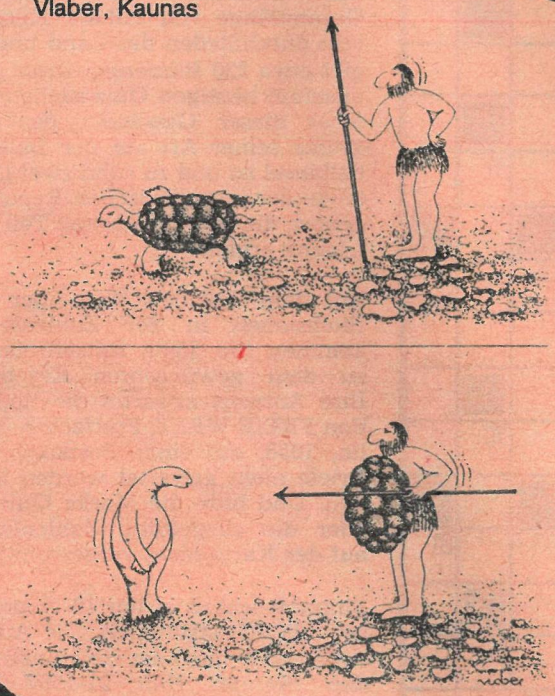
Man muß sich in die
Einfalt hüllen wie in
etwas Schönes und die
Neunmalklugen
übertrumpfen.

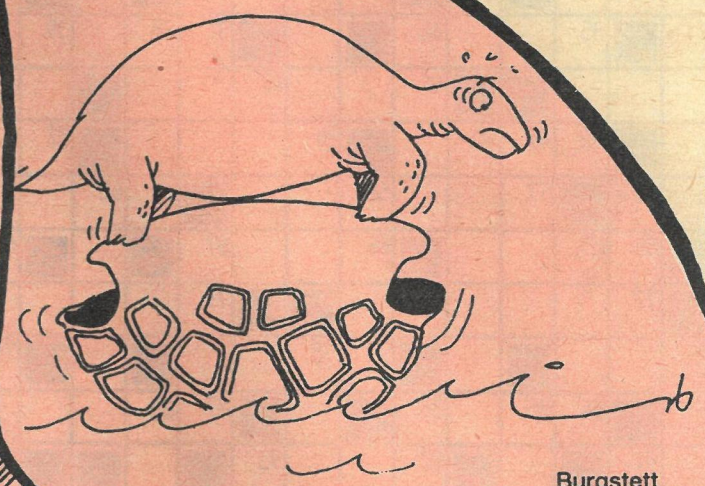
Gladkow

Die Liebe kennt kein Alter. Jorge Amado

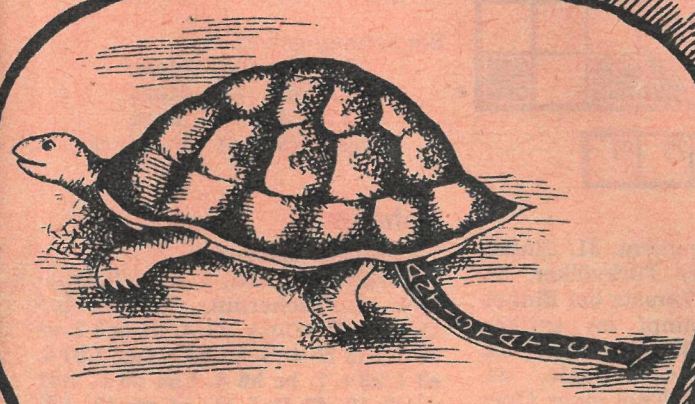


Vlaber, Kaunas

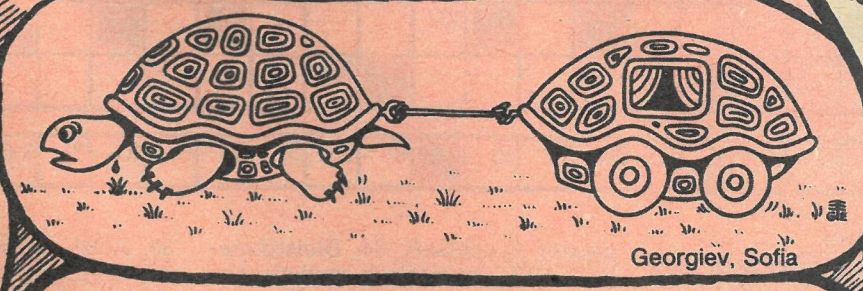




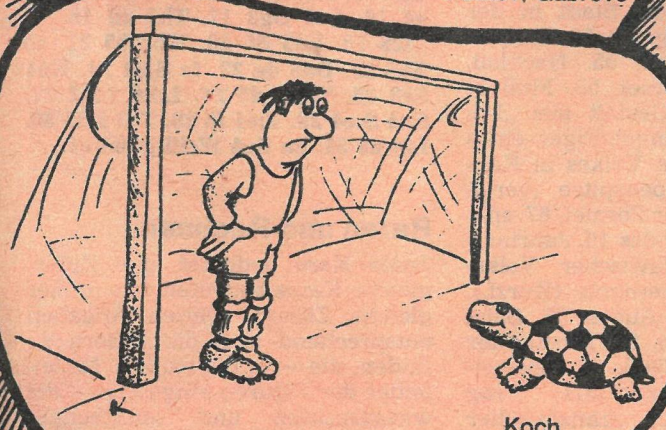
Burgstett



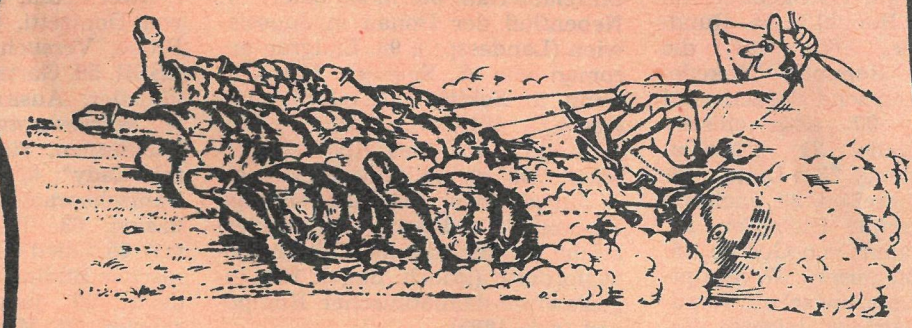
Petkov, Gabrovo



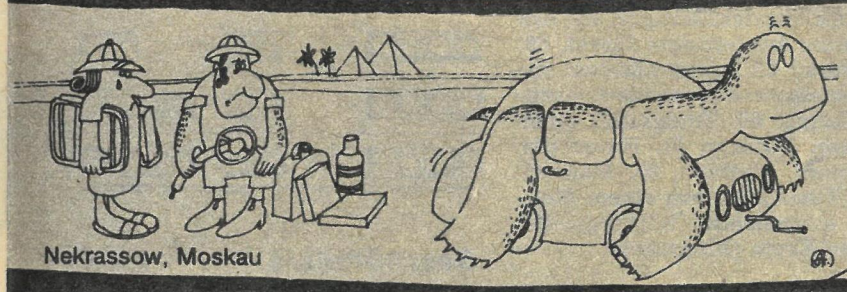
Georgiev, Sofia



Koch



Uborewitsch-Borowski, Moskau



Nekrassow, Moskau

Von nichts wird man so rasch alt wie von der Faulheit. Miguel Angel Asturias

Der Langsamste, der sein Ziel nur nicht aus den Augen verlieret, geht noch immer geschwinder, als der ohne Ziel herum irret.

Lessing

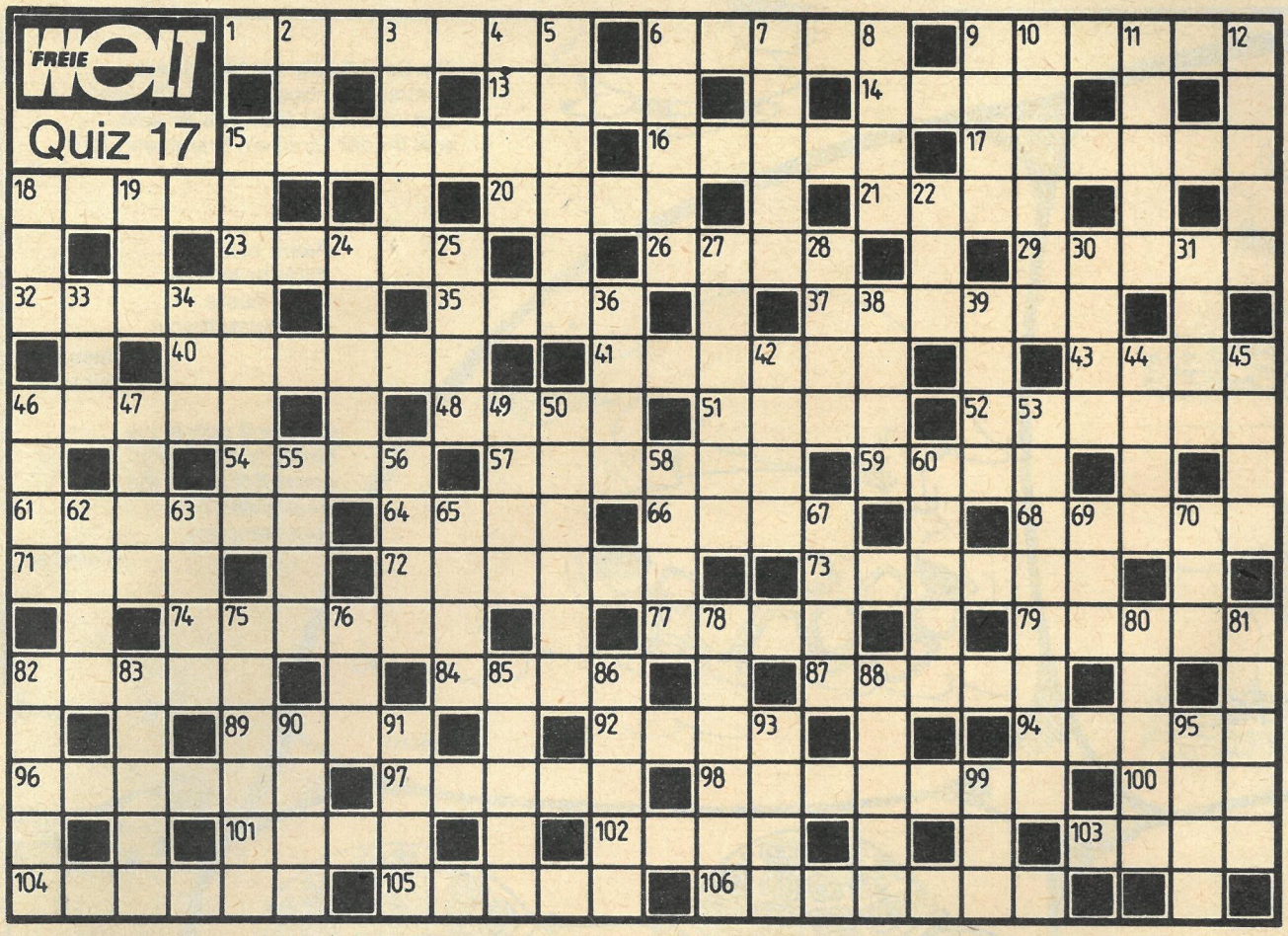
„Und darin siehst du eine Symbolik? Es kann durchaus sein, daß es untypisch ist, wenn sich eine Schildkröte in einem Zimmer nicht bis ins letzte Detail so aufführt, wie es Brehm beschreibt."
„Nicht nur das!" erwiderte er und wurde rot. „Deine ganze Geschichte beginnt zu lapidar. Mir ist nämlich bisher kein einziger Fall bekannt, in dem irgend jemand einem anderen heimlich eine Schildkröte in die Wohnung gesetzt hat."

Damit wollte Tomas offensichtlich das Gespräch beenden, denn er stand auf und ging ohne Umschweife in die Küche, um dort Kaffee zu kochen. Unterwegs hielt er noch einmal inne und bemerkte:

„Unreal und lebensfremd erscheint mir das alles."
Dann verschwand mein Freund in der Küche.
Ich nutzte die Zeit, um meine Brieftasche hervorzuholen. Ich entnahm ihr eine kleine Schildkröte und setzte sie behutsam auf den Fußboden. Sie schaute mit ihren klugen Äuglein erst mich, dann das Zimmer an und lief schließlich zielstrebig unter das Sofa.

Aus dem Russischen: D. Höhne

Die Gelassenheit ist eine anmutige Form des Selbstbewußtseins. M. v. Ebner-Eschenbach



9	14	53	77	97	35	4	94	27	55	■	6	30	59	65	69	104	86	106	75	91				

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Hauptstadt in Europa, 6. jugoslawischer Schauspieler, der in der DDR lebt, 9. Hauptstadt einer jugoslawischen Republik, 13. jugoslawischer Karstfluß, 14. fadenförmiges Horngebilde, 15. jugoslawische Republik, 16. Rundfunkempfänger, 17. Fluß durch die jugoslawische Republik Makedonien, 18. afrikanische Sprach- und Völkergruppe, 20. altgriechische Philosophenschule, 21. iranische Währungseinheit, 23. Delle, 26. Vorsatz bei Einheiten, 29. nachtaktive, allesfressende Halbaffen, 32. Titel eines Dramas von Goethe, 35. Gebirge in Bulgarien, 37. Hauptstadt einer jugoslawischen Republik, 40. gazeartiges, leichtes Gewebe, 41. jugoslawische Nachrichtenagentur, 43. Spielkarte (Dt. Blatt), 46. Hochgebirge in Zentralasien, 48. volkstümliche Bezeichnung für einen Schwarm Eintagsfliegen, 51. Null, Nichts, 52. Karpfenfisch europäischer Binnengewässer, 54. nordamerikanische Münzeinheit, 57. ungeschlechtliche Fortpflanzungszellen, 59. Gestalt bei Jules Verne, 61. Stadt in Jugoslawien (Herzegowina), 64. Gattung der Blattschneideameisen, 66. altorientalischer Staat, 68. Gestalt aus „Die Perlenfischer", 71. Angehöriger eines Volkes in der UdSSR, 72. Pferdesport, 73. Verleger, Herausgeber, 74. Stahlfach; Geldschrank, 77. Vorzeichen, 79. sich drehender Maschinenteil, 82. eingedickter Fruchtsaft, 84. Bleistifteinlage, 87. armenisch-sowjetischer Schriftsteller (1878–1964), 89. jugoslawischer Arbeiterführer und Staatsmann (1892–1980), 92. Frauenname (Kurzf.), 94. Hanffaser aus Mittelamerika, 96. nicht teuer, 97. Nebenfluß der Donau in Jugoslawien (Landesspr.), 98. Emigrantenroman von A. Seghers, 100. Öffnung in Schiffsdeck oder -wand (seem.), 101. Jugendbuch von L. Renn, 102. altes Apothekergewicht, 103. kleine Währungseinheit in Jugoslawien, 104. zuckerhaltige Pflanzenabsonderung, 105. kinderreiche Mutter, die die Götter herausforderte (griech. Sage), 106. jugoslawisch-dalmatinischer Komponist (geb. 1895).

Senkrecht: 2. Lebensbund, 3. Teil des Eßbestecks, 4. Gott des Krieges (griech. Mythol.), 5. Zahnlaut, 6. ein französischer Revolutionär (1744–1793), 7. Seil oder Kette zum Anbinden des weidenden Viehs (norddt.), 8. Gesangsvereinigung, 9. längster Fluß Jugoslawiens, 10. den Zehenenden aufsitzendes Horngebilde vieler Tiere, 11. feines Pulver, 12. sowjetischer Theaterregisseur (geb. 1925), 15. Stadt in Jugoslawien (Serbien), 18. Informationseinheit (EDV), 19. Bergbaustadt in Jugoslawien, 22. Abkürzung für Investitionsauftraggeber, 24. Laubbaum, Rüster (Mz.), 25. Frauenname, 27. Spielweise bei Rückschlagballspielen, 28. Himmelsblau, 30. Holzblasinstrument, 31. Einfall, 33. Siedlung der Turkvölker, 34. engl.: Meer, 36. Vorsatz bei Einheiten, 38. Wettkampf im antiken Griechenland, 39. Zimmer, 42. Kreisstadt an der Saale, 44. Schwermetall, 45. Titel einer Oper von Donizetti, 46. Kinderfrau, 47. Probe, Versuch, 49. Stadt in der ČSSR, 50. Gartengerät, 53. Farbenkünstler; Ausmaler, 55. Nachlaß, 56. Wasserbrotwurzel, 58. Fluß in Oberitalien, 60. Gestalt aus „My fair Lady", 62. Angehöriger eines iranischsprachigen Volkes in Kaukasien, 63. Truppenspitze (veraltet), 65. Glied einer Formel, 67. spanischer Bildhauer des 16. Jahrhunderts, 69. jugoslawischer Volksschelm, 70. Männername (Kurzf.), 75. Netzhaut des Auges, 76. Satz, 78. Wochenbeginn, 80. kroatischer Physiker (1856–1943), 81. österreichischer Dichter aus Prag (1875–1926), 82. französischer Schauspieler (1904–1976), 83. polnische Zeichentrickfilmfigur, 85. das vollständig ausgebildete Insekt, 86. Stockwerk, 88. musikalischer Instrumentalsatz mit wiederkehrendem Thema, 90. Titelgestalt einer Oper von Borodin, 91. Haupt der Asen (nord. Mythol.), 93. Männername (Kurzf.), 95. von einem Menschen ausgehende Wirkung, 99. Berg auf Kreta (Altertum).

Die natürlichen Bedingungen der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien sind geprägt von Gebirgen und Hochebenen, die drei Viertel des Territoriums ausmachen. Zahlreiche Flüsse mit einer Gesamtlänge von 118 371 Kilometern durchfließen das Land und es gibt etwa 220 Binnengewässer. Mit unserem heutigen Quiz suchen wir eines dieser Gewässer, das das größte seiner Art auf der Balkanhalbinsel ist und zu rund zwei Drittel zu der jugoslawischen Republik gehört, die sich im zweiten Teil der Lösung ergibt.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in der Zahlenleiste kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 17 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen!

Einsendeschluß ist der 16. September 1987 (Poststempel). Die Auflösung und Namen der Gewinner finden Sie im Heft 21/1987 der FREIEN WELT. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark

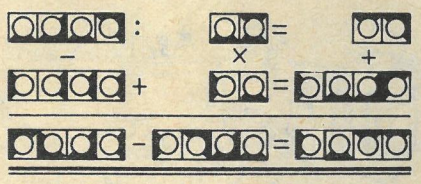
Schach

Heterogene Rochaden

DAMENINDISCH, W. Tukmakow–A. Tschernin, UdSSR-Meisterschaft, Minsk '87: **1. d4 Sf6 2. c4 e6 3. Sf3 b6 4. Sc3 Lb4 5. Lg5 Lb7 6. e3 L:c3+ 7. bc h6 8. Lh4 d6 9. Sd2 Sbd7 10. f3 De7 11. e4 g5 12. Lf2 Sh5 13. Da4 c5 14. 0–0–0 0–0 15. h4 g4 16. Le3 Sg3 17. Th2 cd 18. cd Tfc8 19. Ld3 d5 20. Kb2 b5 21. cb Sb6 22. Da5 de 23. fe S:e4 24. Ka1 Sc3 25. Te1 Ld5 26. L:h6 L:a2 27. Se4 S:e4 28. T:e4 f5 29. Te3 Ld5 30. Lf4 a6 31. ba Sc4 Weiß gab auf.**

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Geschütteltes

Von Orel und Lem wird verdeckt
– wenn richtig geordnet –
eine Frucht, die sauer schmeckt.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

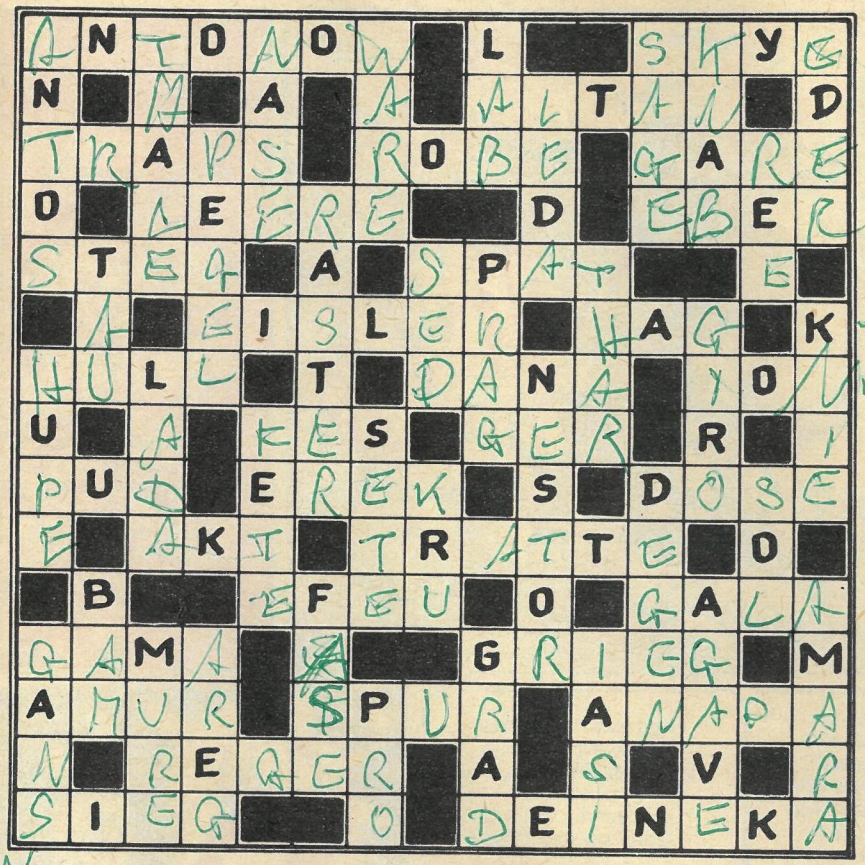
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schablinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30

Politik: Günther Wolfram
Tel.: 2 44 26 67
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geltner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold



Kreuzgitter

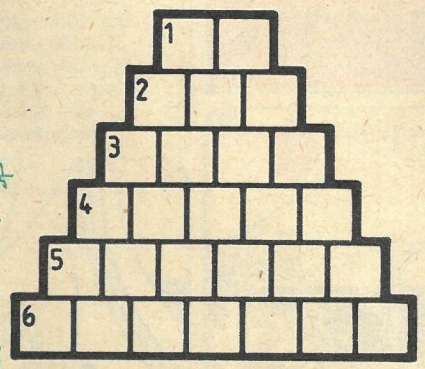
Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. tropisch-subtropische Faserpflanze, 2. Abschnitt des Schauspiels, 3. von unten gestützter balkonartiger Vorbau, 4. Bittermittel, 5. Strom im Fernen Osten (RSFSR), 6. sowjetischer Schwarzmeerkurort, 7. sowjetischer Flugzeugkonstrukteur (1906–1984), 8. tschechoslowakischer Bildhauer und Maler (1878–1938), 9. Wüstenform, 10. sowjetische Eisenbahnlinie (Kurzw.), 11. tschechischer Frauenname, 12. Fechtwaffe, 13. russisch-sowjetischer Maler und Grafiker (1899–1969), 14. kleines Behältnis, 15. Zuchttier, 16. immergrüne Kletterpflanze, 17. Nebenfluß der Fulda, 18. Komponist der DDR-Nationalhymne, 19. Ritter der Artus-Tafelrunde, 20. abgeschrägte Kante, 21. Stadt in Marokko, 22. Feier, Fest, 23. Festkleidung, 24. bekannter portugiesischer Seefahrer (1469–1524), 25. Haustier, 26. günstigster Zustand des Kulturbodens, 27. germanischer Wurfspieß, 28. banktechnischer Begriff, 29. Winkelmaßeinheit, 30. norwegischer Komponist (1843–1907), 31. umfriedetes Waldgrundstück, 32. US-amerikanischer Politiker (1871–1955), trat für Zusammenarbeit mit der UdSSR ein, 33. Signalgerät, 34. Stadt in Rumänien, 35. elektrisch geladenes Masseteilchen, 36. deutscher Komponist (1881–1951), schuf u. a. Chor- und Kammermusik, 37. Beingelenk, 38. negrides Volk in Südliberia, 39. Ferment im Kälbermagen, 40. sowjetischer PKW-Typ, 41. Königin von Sparta, 42. Vakuum, 43. Schutt- und Schlammstrom im Hochgebirge, 44. Sinnesorgan, 45. weiser Berater, 46. Wasserstandsmesser, 47. sozialistische Hauptstadt in Europa, 48. das Für, 49. alte russische Gewichtseinheit, 50. gleichmäßiges Zeilenmuster eines Fernsehbildes, 51. Wendekommando auf Segelschiffen, 52. deutscher Komponist (1873–1916), 53. Richtergewand, 54. alte, überlieferte Erzählung, 55. Partei der Arbeiterklasse in der DDR (Abk.), 56. Hafenstadt in Südfrankreich, 57. Wettkampfgewinn, 58. Insel vor Nordwestschottland, 59. Währungseinheit in Peru, 60. gut spaltbares Mineral, 61. Fährte, 62. Teil der Streich- und Zupfinstrumente, 63. Niederschlag, 64. Kurort im Harz, 65. Trockengebiet im Nordwesten Vorderindiens, 66. Geruchsverschluß, 67. gezogener Wechsel, 68. Handelsgegenstand.

Rätselpyramide

Von Zeile zu Zeile ist jeweils ein Buchstabe hinzuzufügen und durch Schütteln das neue Wort zu bilden.

1. Strom in der Sowjetunion, 2. chemisches Element, 3. Fluß in Spanien, 4. Schlagsahne (österr.), 5. ein eisgekühltes Getränk, 6. starke, steife Haare.



Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist jeweils an der gleichen Stelle ein Buchstabe so einzufügen, daß neue Wörter entstehen. Die eingefügten Buchstaben ergeben – nacheinander gelesen – die Bezeichnung für ein vor 1500 entstandenes Druckerzeugnis (Wiegendruck).

Lege – Aton – Sandale – Ala – Egel – Tube – Abe – Mister – Kamm.

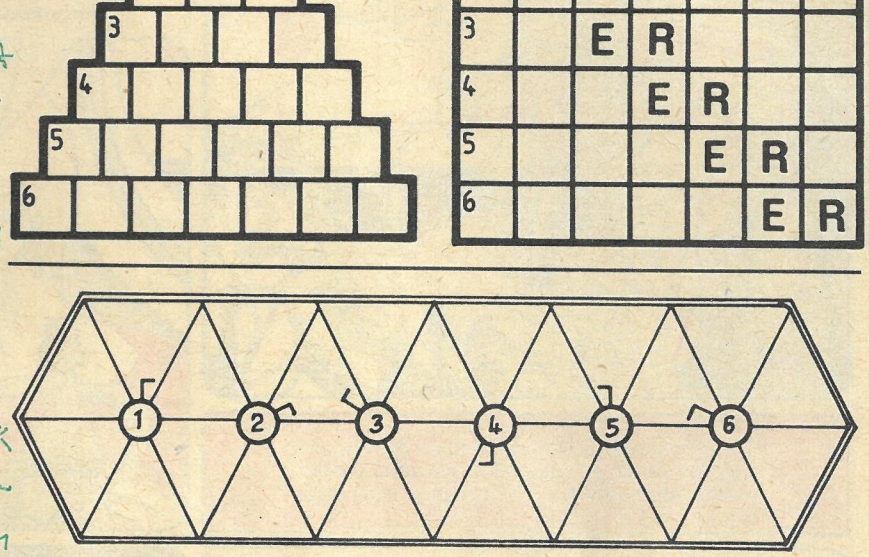
Um die Ecke gedacht

Gesucht wird ein von einer rennenden Mannschaft getragenes militärisches Führungsorgan.

Füllrätsel

1. Provinz in Äthiopien, 2. Stadt in Oberitalien, 3. Stadt im Bezirk Karl-Marx-Stadt, 4. Hafenstadt im Süden Spaniens, 5. Ort in der Karelischen ASSR (nahe der finn. Grenze), 6. Bewohner eines europäischen Staates.

1	E	R				
2		E	R			
3			E	R		
4				E	R	
5					E	R
6						E	R



Wabenleiste

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung:

1. österr. Tenor (gest. 1948), 2. straußenähnl. Laufvogel, 3. Strahlenkranz um die Sonne, 4. oberitalien. Provinzhauptstadt (i. d. Landessprache), 5. Fadenschlinge, 6. Staat im Westen der USA.

Die Buchstaben in den oberen Feldern ergeben die Bezeichnung für ein russisches Dreigespann.

Auflösungen aus Heft 17/1987

Kreuzgitter. Waagerecht: Propan (42), Heros (6), Irade (33), Rathaus (15), Legatar (25), Selke (50), Ili (39), Ulanen (59), Hort (18), Toga (29), Doria (53), Eagle (37), Sinus (1), Alkmene (20), Lagos (46), Laren (55), Stall (26), Oise (34), Grat (14), Odessa (5), Aar (21), Blase (41), Spoiler (16), Smaragd (47), Urahn (57), Egart (35), Antrag (11).
Senkrecht: Rotauge (23), Praha (7), Nisse (19), Hall (51), Hege (43), Ratio (31), Sprit (17), Printe (2), Dekor (24), Alraun (54), end (36), Laa (4), Nell (48), Hai (27), Orel (9), Iser (38), Gast (58), Ekel (45), Satrap (22), Nabe (8), Ost (30), Eos (40), Niagara (49), Gerede (13), Aller (56), Los (3), Gasse (32), Arosa (44), Desna (10), Staat (52), Blut (12), Aras (28).

Füllrätsel: 1. Agentur, 2. Trester, 3. Portion, 4. Estampe, 5. Charité, 6. Abwärme, 7. Etikett, 8. Anklage – Gershwin.

Buchstabentausch: Atom, Folter, Spiel, Fall, Isel. – Topas.

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Gera, 3. Kuba, 5. Marabu, 7. Darre, 9. Nikobaren, 12. Kama, 14. Gobi, 16. Tenno, 18. Limonade, 21. Berlin, 23. Rade, 25. Kordel, 28. Kanonade, 30. Talar, 32. Legende, 33. Genre, 34. Gogol.

Senkrecht: 2. Radar, 4. Bani, 5. Marengo, 6. Bube, 8. Reka, 10. Korona, 11. Letten, 13. Mali, 15. Biber, 17. Nora, 19. Modena, 20. Dekor, 22. Linse, 24. Dekade, 26. Delta, 27. Pele, 29. Degen, 31. Largo.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 14) aus Heft 15/1987

Waagerecht: 1. Titow, 5. Borowikowski, 13. Hill, 14. Ade, 15. Dame, 17. Udo, 19. Lugano, 23. Reim, 24. Name, 26. Kalif, 28. Usboi, 29. Gur, 31. Oran, 32. Ampere, 34. Borodin, 37. Leo, 38. Siegel, 40. Nisse, 42. Polo, 44. Renoir, 47. Ode, 48. Pas, 49. Onega, 51. Enge, 54. Arasi, 57. Set, 58. Gnu, 59. Eirene, 61. Eton, 62. Orest, 63. Esprit, 64. Tee, 65. Deineka, 71. Island, 74. Aida, 76. Aga, 77. Moral, 78. Agens, 80. Lens, 83. Olga, 84. Lagune, 86. Kar, 87. Kanu, 89. Diwan, 90. Bon, 91. Elan, 92. Bondartschuk, 93. Taman, 94. Kama.
Senkrecht: 2. Indigo, 3. Ohm, 4. Wien, 5. Blum, 6. Rio, 7. Waran, 8. Kali, 9. Weg, 10. Kante, 11. Ido, 12. Lori, 16. Amur, 18. Deo, 20. Ufa, 21. Cup, 22. Abt, 25. Ali, 26. Kamee, 27. Lederin, 30. Rosow, 33. Mensa, 34. Bor, 35. Alpen, 36. Won, 37. Log, 38. Sc 39 Idee, 41. Spat, 42. Pogodin, 43. Lese, 45. Euter, 46. Reni, 50. Aston, 52. Nut, 53. Irina, 55. Ree, 56. Sol, 58. Greis, 60. Eta, 66. Ern, 67. Egon, 68. Kaluga, 69. Prawda, 70. Glinka, 72. Llano, 73. Dan, 74. Antos, 75. Ala, 77. Made, 79. Geer, 81. Erek, 82. Skat, 84. Lob, 85. Urd, 86. Kuh, 88. Ana.
Lösung: „Das rote Lachen"

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Erich Hänsel, Gotha, 5800
2. Preis:
75,– M Ralf Lüthgarth, Burg, 3270
3. Preis:
50,– M Eva Gerstmeier, Berlin, 1140
4. bis 8. Preis:
je 25,– M Siegfried Lampel, Colditz, 7242; Elgard Waack, Dorf Mecklenburg, 2401; Hans Bachmann, Leipzig, 7063; Helmut Hansch, Dresden, 8060; Mira Winkler, Langenchursdorf, 9271.

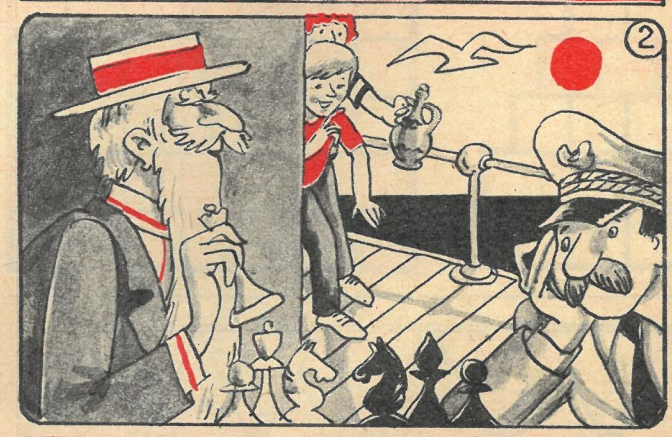
Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 3[illegible] 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Der Zauberer Hottab 11

Frei nach einer Geschichte von Lasar Lagin. Nacherzählt und gezeichnet von Valentin Rosanzew, Moskau

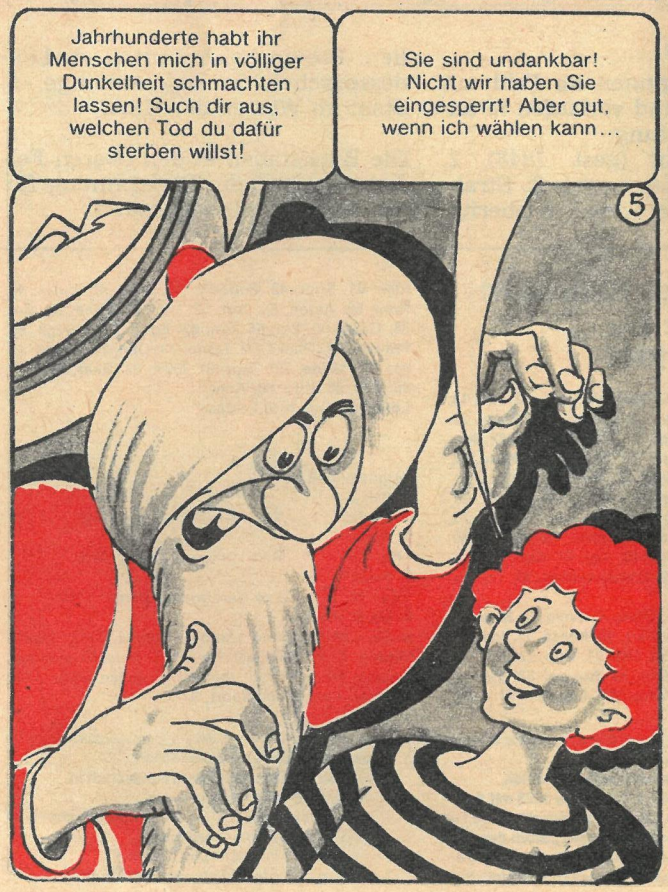
Was für eine Reise! Hottab war in seinem Element, zauberte Tag und Nacht. Und so blieb der vom Kapitän vorausgesagte Sturm aus, gefürchtete Eisberge schwammen vor dem Schiff davon. Auf den Inseln, die sie besuchten, trafen sie Eisbären, die so zahm waren, daß sie sich mit den Freunden fotografieren ließen.

Eines Tages fanden die Jungen am Strand ein seltsames kupfernes Gefäß. Das Meer hatte es sicher schon vor langer Zeit an Land gespült, es lag tief im Sand vergraben.

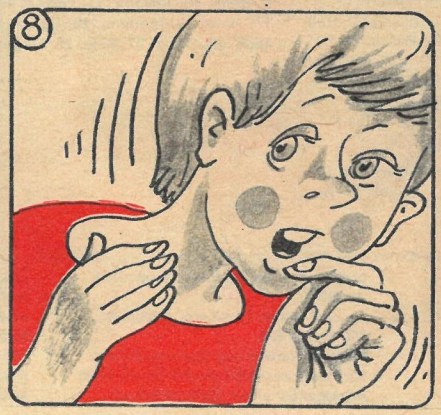


Als die Freunde mit ihrem Fund an Bord kamen, spielte Hottab gerade Schach mit dem Kapitän. Unbemerkt schlüpften die beiden in die Kabine.

Dunkelgrauer Rauch stieg empor und verwandelte sich augenblicklich in ein grimmiges altes Männlein.



...will ich mit hundert an Altersschwäche sterben.



Das ist Hottabs Bruder! Entsetzt sah Wolka, wie sich Shenja mit unglaublicher Schnelle in einen Jüngling verwandelte, in einen reifen Mann, in einen Greis... Wolka stürzte zu Hottab...

Für die Mitarbeit am volkswirtschaftlichen Großvorhaben Eisenbahnfährverbindung DDR–UdSSR stellen wir in Mukran ein:

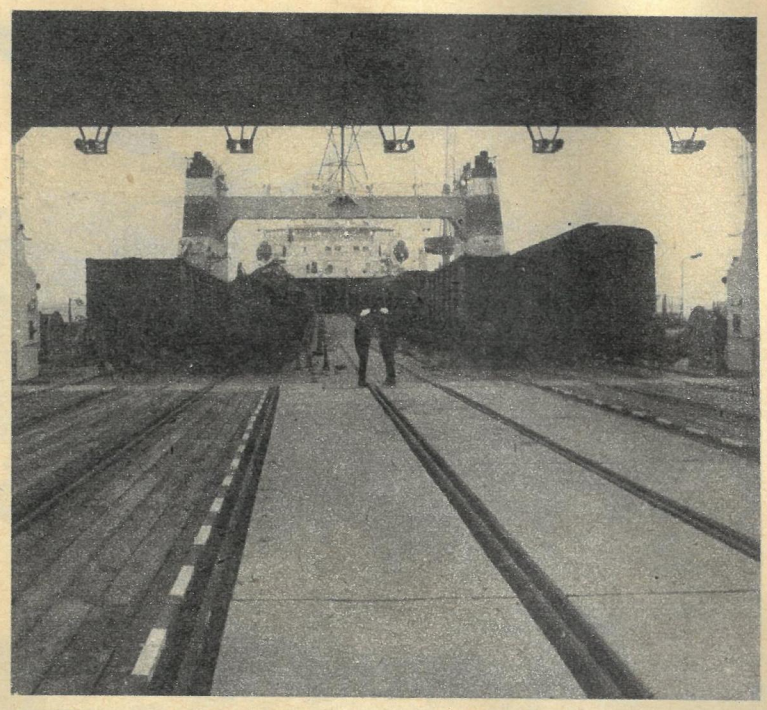
- **Facharbeiter für Umschlagtechnik**
- **Umschlagarbeiter**
- **Meister für Umschlagtechnik**
- **Meister für Instandhaltung und Vorhaltung von Anschlagmitteln**
- **Facharbeiter für den Betriebs- und Güterverkehrsdienst**
- **Facharbeiter und ungelernte Arbeitskräfte für den Rangierdienst**
- **ungelernte Arbeitskräfte**
- **Lokomotivführer**
- **Betriebshandwerker**
- **Instandhaltungsmechaniker für Hebezeuge, Fördertechnik, techn. Anlagen, Heizwerke (einschl. Wärmenetze), Rangiertechnik**
- **Elektromonteure**
- **Wagenmeister**
- **Fahrzeugschlosser für Güterwagen**
- **Maschinisten für Hebezeuge**
- **Hochdruckkesselwärter**
- **Maschinisten für teilautomatisierte Entaschung**
- **Instandhaltungsmechaniker für Heizwerke und Wärmenetze**

Hoch- und Fachschulkader

- für Technologie des Eisenbahntransports und für Fahrzeugtechnik
- für Großrechneranlagen (Programmierer, Technologen und Wartungsingenieure)
- für Maschinen (Kraft- und Arbeitsmaschinen, Wärmeversorgung)
- für BMSR-Technik (Wärmeversorgung)

Wir bieten:

- Entlohnung nach dem Rahmenkollektivvertrag der Deutschen Reichsbahn
- zusätzliche Belohnung entsprechend der Zugehörigkeit zur Deutschen Reichsbahn
- Jahresendprämie
- Freifahrten bei der Deutschen Reichsbahn auch für Angehörige, darunter Freifahrten ins Ausland
- Freifahrten zur Naherholung für die Familie im Umkreis von 50 km
- Unterbringung in modernen Wohnheimen
- gute soziale Betreuung
- Ansiedlungsmöglichkeiten
- Qualifizierungsmöglichkeiten an unseren betrieblichen Bildungseinrichtungen



Ihre Bewerbungen mit ausführlichem Lebenslauf und der genauen Anschrift Ihrer Arbeitsstelle/Betrieb richten Sie bitte an:

Deutsche Reichsbahn

Fährkomplex Mukran
Abteilung Kader und Bildung
PSF
Mukran, 2355
Telefon: Post Saßnitz 4 31 03
Basa 96/76/31 03 oder 11 20

Reg.-Nr. 79/II/87

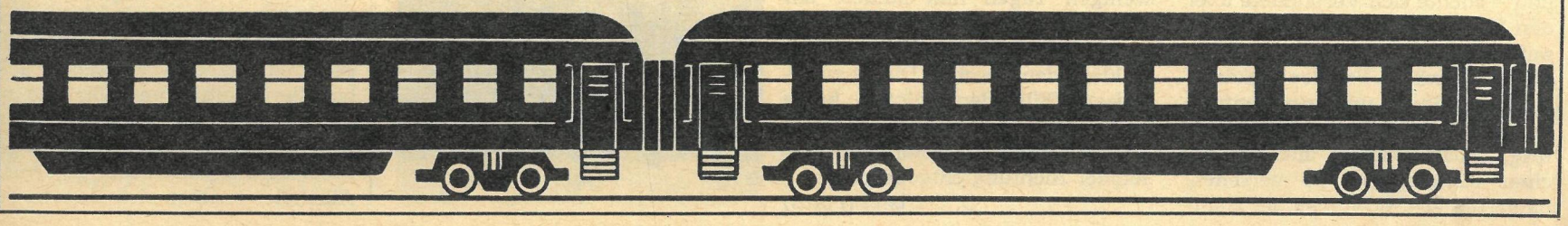
Die Sowjetischen Eisenbahnen bieten Ihnen das traditionelle, zuverlässige und sparsame Verkehrsmittel – den Zug – an.
Täglich fahren von Berlin sowjetische Züge und Kursschlafwagen nach Moskau, Leningrad, Kiew, Minsk, Vilnius und Riga ab.

In den Wagen der Sowjetischen Eisenbahnen sind Ihnen aller Komfort, aufmerksame Bedienung und traditionelle russische Gastfreundschaft garantiert.

Um ausführliche Information wenden Sie sich bitte an das Reisebüro und die Vertretungen von Intourist.

Wir laden Sie zu einer Reise ein!

Sowjetische Eisenbahnen



Karussell über den Wipfeln

Der Vorrat an lebendem Holz hat sich auf dem Gebiet der DDR in vier Jahrzehnten von 113 Kubikmeter pro Hektar auf 186 Kubikmeter erhöht – andererseits ist nicht zu übersehen, daß Nadelholzbestände durch langfristige, bisher verborgene Einwirkungen der Umwelt bedroht sind. Neuartige Rauchschäden treten jetzt vor allem in Gebirgslagen auf.

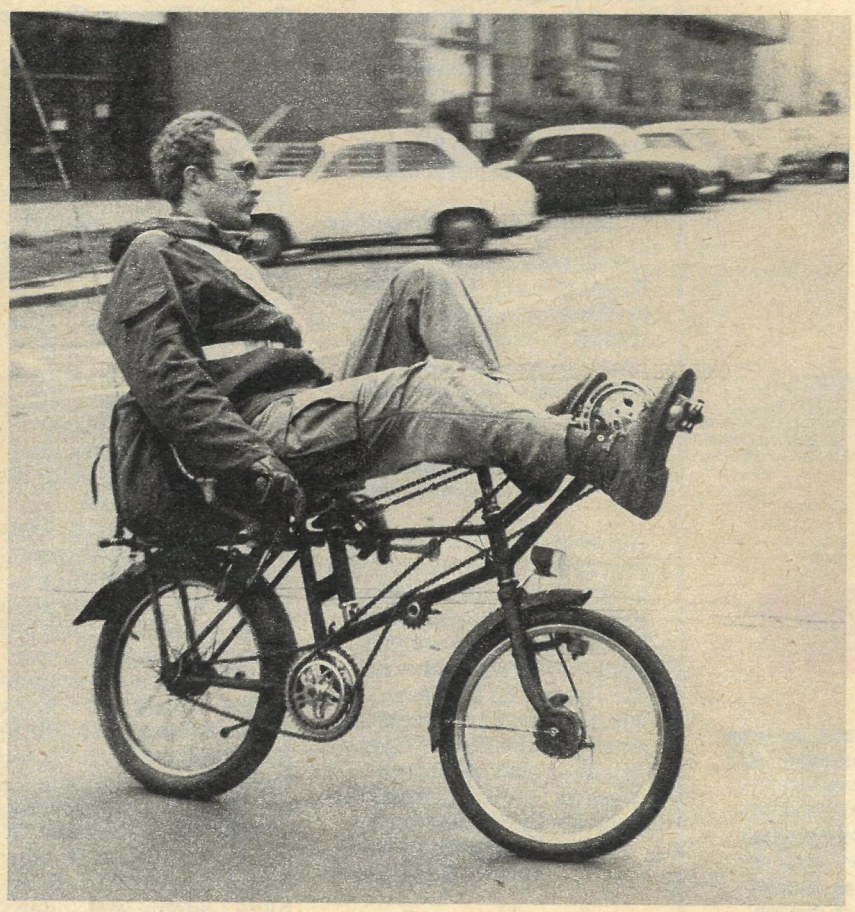
Um die Gefahr rasch einzudämmen, entwickelte die Forstwirtschaft ein Programm zur „Re-Vitalisierung" geschwächter Wälder und – suchte sich Verbündete über den Wipfeln. Die Zusammenarbeit mit den Agrarfliegern der INTERFLUG, bewährt bei der Bekämpfung von Feuer und Insektenfraß, erweiterte man durch den Eilauftrag, große Flächen mit zusätzlichen Düngergaben zu versehen, damit die von Störungen des Nährstoffhaushalts betroffenen Bäume neue Lebenskraft gewinnen, ihr Wachstum stabilisieren können. Und die Agrarflieger ihrerseits, als Partner intensiver Landwirtschaft nicht reich an ruhenden Reserven, fanden Verstärkung bei den „Staffeln nebenan".

Seit Mai arbeiten im Auftrag der INTERFLUG sowjetische und bulgarische Hubschrauberpiloten über dem Thüringer Wald auf Düngungsstreifen, die klettergewandte Zapfenpflücker für sie mit Markierungsflaggen versehen haben. Vor wenigen Tagen nun landete am Brocken ein respektabler Drehflügler Mi-8 der AEROFLOT, um Harzwäldern den gleichen Dienst zu erweisen. Für den Piloten keine leichte Sache, wenn Brockengeister ihm Windstöße aus ständig wechselnder Richtung entgegenpusten.

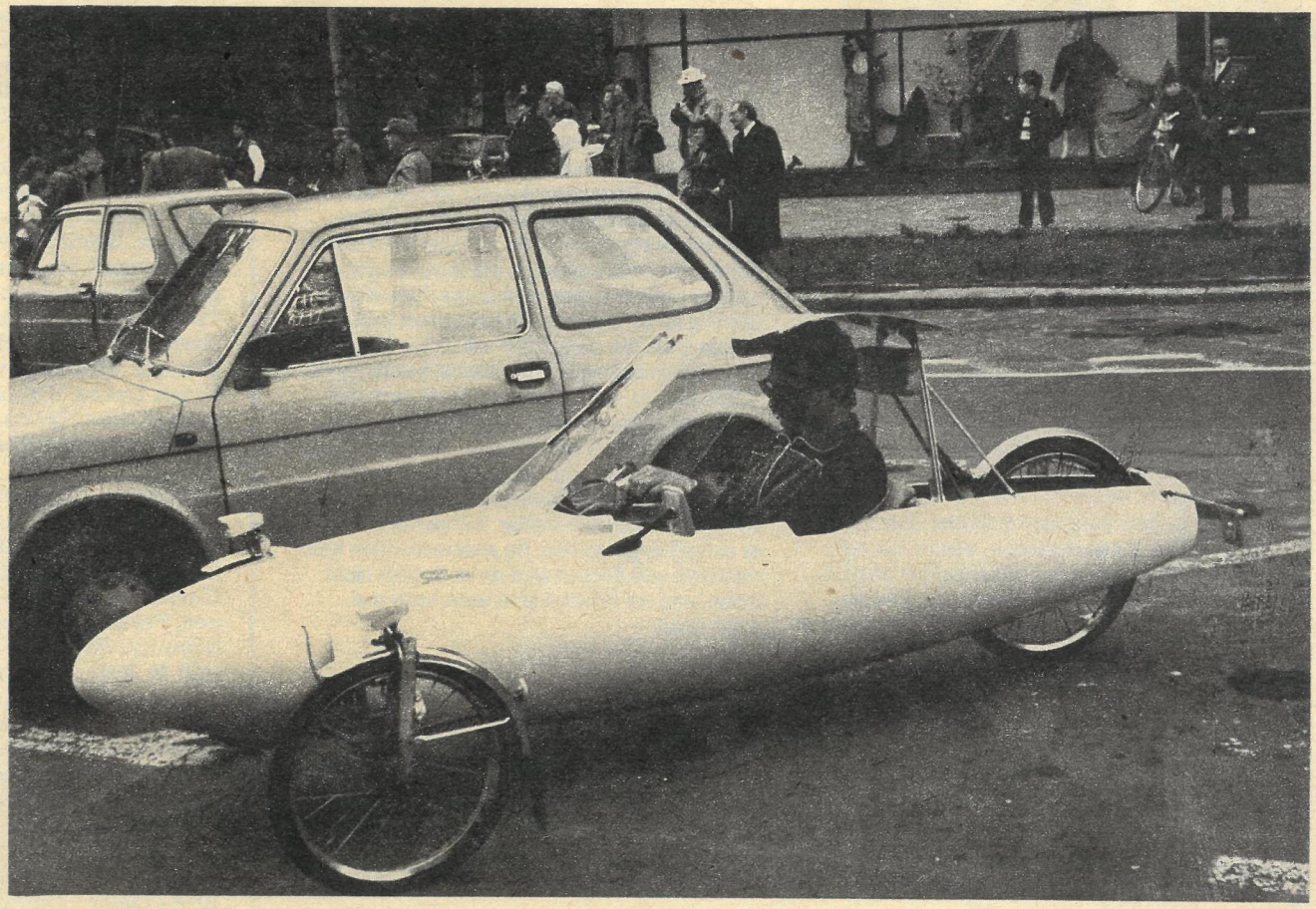
D. Christel (Fotos)

Das regennasse Pflaster auf dem Foto rechts oben deutet an, daß das Fahrzeug von Genrikas Sutkus aus der litauischen Stadt Šiauliai keinesfalls nur eine Idee für Hundstage war. Obwohl zur Zeit der Aufnahme ein herrlicher Königspudel die originelle Konstruktion mitgenoß. Er wurde selbstredend nur zu besonderem Fotografiereffekt auf dem Beifahrersitz plaziert. Weshalb das Lenkrad so stark an ein Motormobil erinnert, wird nicht vermeldet. Wohl aber, daß die Rahmenkonstruktion aus Duralumin das Ganze überraschend leicht macht und auch zwei wenig trainierte Fahrer deshalb mühelos mit diesem Doppelsitzer-Dreirad eine Dauergeschwindigkeit von 30 km/h erreichen können. Die anderen Fotos entstanden in unserem Nachbarland VR Polen. Wenngleich Muskelkraft, die hier in allen Fällen für die Fortbewegung sorgt, die umweltfreundlichste und gesündeste Antriebsenergie sein dürfte, so ist sie keinesfalls diejenige, mit der wir uns über die Jahrtausendgrenze quälen werden. Beim Auto soll es bleiben, muß es bleiben – nur mit welchem Antrieb, das ist die Frage! Die Erdöllagerstätten, aus denen der Rohstoff für unsere Kraftstoffe fließt, sind schließlich nicht unerschöpflich. Es ist folglich nicht zu früh für die Kfz-Industrie, schon über alternative, auch umweltfreundlichere Antriebs- und Kraftstoffarten nachzudenken. Ernsthafte Forschungen werden in allen möglichen Ländern dazu betrieben. Ältere Berliner zumindest erinnern sich noch an die Elektrowagen, die mit ihrem hohen, gelblackierten Holzaufbau bis in die fünfziger Jahre von der Deutschen Post als Innerstadttransporter benutzt wurden. Wer es einmal gehört hat, wird das schnurrende Geräusch ihres an der Hinterachse sichtbaren Kettenantriebs kaum vergessen. Auch auf Bahnhöfen wurde Gepäck elektrisch befördert. Das Elektrofahrzeug erlebt also bestenfalls eine Renaissance, selbstverständlich auf höherer technischer Stufe mit deutlich größerer Leistung. Das Grundproblem liegt in der Entwicklung von Batterien mit möglichst geringer Masse und Abmessung – bei hoher Kapazität. Konsequenter Übergang zum Frontantrieb, um Platz für den Einbau des Stromsammlers zu schaffen, ist eine Zwischenlösung. Derartige Versuchswagen erreichen immerhin bereits Geschwindigkeitsspitzen nahe an 110 km/h. Ihr Fahrradius liegt über 50 Kilometer. Eine äußerst umweltfreundliche Kraftstoffart wäre der Wasserstoff, dessen Herstellung in den notwendigen Mengen aber bislang viel zu teuer ist und der sich nur in sehr festen, also dickwandigen und folglich schweren Druckbehältern mitführen läßt. Die eigentliche Aufgabe, Motoren zu betreiben, erfüllt dieses farb- und geruchlose Gas jedoch sehr gut. Auch Alkohole erwiesen sich als sehr be-

Alternativ-Antriebe



kömmlich für Autos. Methanol und Äthanol könnte man wegen ihrer Eigenschaften an normalen Zapfsäulen tanken. Ja, in Brasilien fahren bereits über Dreiviertel aller Kraftwagen mit Äthanol, das aus landwirtschaftlich erzeugten Rohstoffen (Zuckerrohr) gewonnen wird. In dieser Richtung bewegt sich auch anderswo der emsigste Forscherdrang. Schließlich sei an die Kohle erinnert, in der auch so einiges steckt. Und in Moskau sieht man allenthalben LKW mit Flüssiggasantrieb. Deutlich erkennbar an den roten Flaschen anstelle des Tanks. Das Versuchsstadium ist längst Vergangenheit. Wie auch bei Berlins Wolga- und Lada-Taxis, die sämtlich durch Flüssiggas angetrieben werden. Unlängst bestätigten die 700 Teilnehmer eines internationalen Fachkongresses in Warschau den Verbrennungsmotoren durchaus eine Perspektive. Sie bleiben auch in Zukunft wichtigste Erzeuger von Antriebsenergie für Straßenfahrzeuge. Die Möglichkeiten für ihre Vervollkommnung sind bei weitem noch nicht ausgeschöpft. Die Forschung wird sich vor allem auf bessere Treibstoffausnutzung, Verminderung der Umweltbelastung und auf alternative Treibstoffe konzentrieren.



Kurzum, die meisten von uns werden das gute alte Fahrradpedal auch weiterhin nur wegen der Beschaulichkeit und der eigenen Gesundheit zuliebe treten. Denn unsere Autos bekommen ganz gewiß auch fürderhin immer etwas Gutes zu schlucken... Oder gar zu beißen? Wer weiß.

Willi Heinrich

Fotos: L. Michelson, ZB/CAF (2)

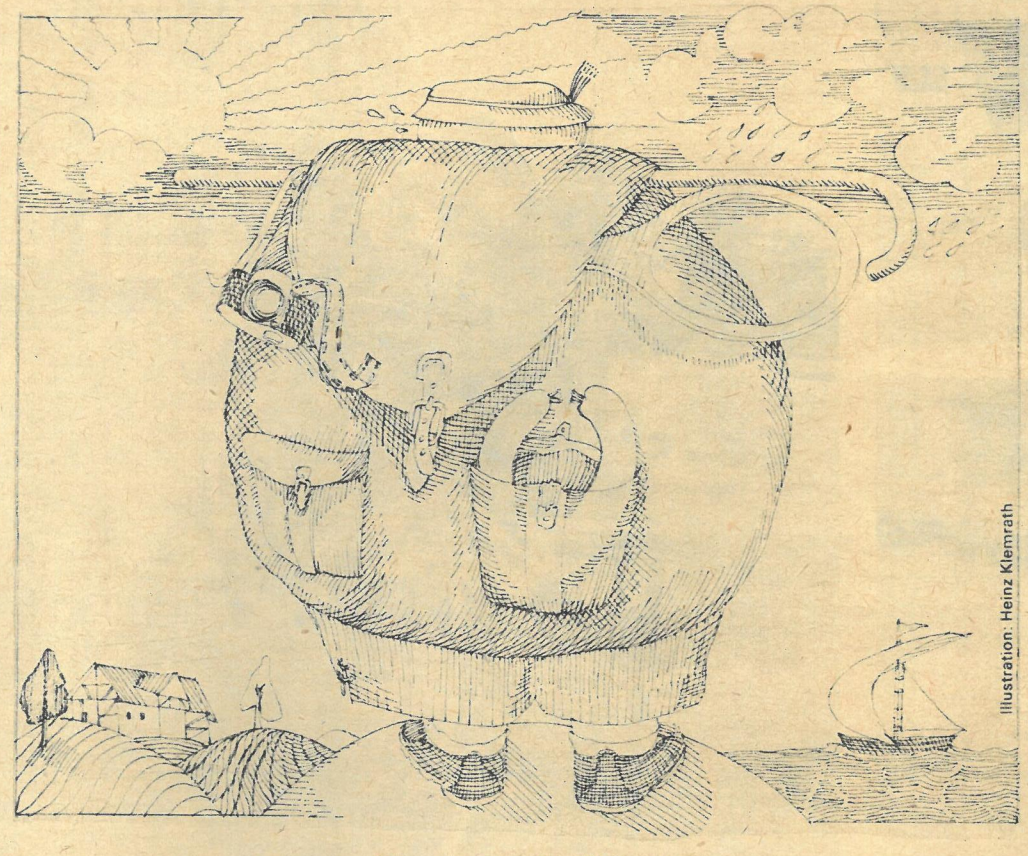


Illustration: Heinz Klemrath

Abnehmen im Urlaub

Pfundige Wetten

Wem es nicht gelungen ist, schlank in den Urlaub zu fahren, der sollte die Gelegenheit nutzen, eingeschliffene Eß- und Trinkgewohnheiten mit dem „Tapetenwechsel" zu verändern. Das ist erfahrungsgemäß bei jeder Art von Urlaub möglich – ob zu Hause, im eigenen Garten, im Sommer, Herbst oder Winter, an der See oder in den Bergen. Voraussetzungen sind ein fester Vorsatz und die Hilfe aller Mitreisenden, vor allem natürlich der Familienmitglieder. Am besten schließt man mit ihnen eine Wette ab. Die Molligen wetten mit den Schlanken, daß zum Urlaubsende ein, zwei oder gar drei Kilogramm weniger auf die Waage kommen. Schon auf der Fahrt zum Urlaubsort – ganz gleich ob mit Bahn, Bus oder PKW – kann man mit dem Einsparen von Kalorien beginnen. Ein hartgekochtes Ei, ein paar Äpfel oder Radieschen, ein paar Scheiben Knäckebrot mit Rahmbutter oder Cama, Tee mit Zitrone und Zückli sind geeignet für die Molligen. In Ferienheimen und Urlauberhotels bieten freie Frühstücks- und Abendbrotbüfetts viele Möglichkeiten, diese Mahlzeiten nach Wunsch und Geschmack abwechslungsreich und kalorienarm zu gestalten. Am besten und am längsten sättigen eiweißreiche, möglichst fettarme Lebensmittel und Speisen, zum Beispiel Milch und Milchprodukte, schmackhafte Quarkzubereitungen, Sauermilchprodukte und Käsesorten mit geringem Fettgehalt.

Mit den Kindern kann man fröhliche Quizspiele veranstalten: Es wird geraten, welche der auf dem Büfett angebotenen Lebensmittel und Getränke die wenigsten Kalorien haben. Wer gewinnt, darf sich für den nächten Urlaubstag etwas wünschen. Ist man tagsüber am Strand, auf einer Wanderung oder Radtour, sollte man seinen üblichen Mahlzeitenrhythmus ruhig einmal unterbrechen. Zum Mitnehmen eignen sich kaltes Geflügel, eine Fischkonserve, zwei bis drei Scheiben dunkles Brot mit einer kalorienarmen Wurst, etwas Obst oder Milch, Tee oder Kaffee. Gesüßt wird mit Süßstoff. Das schmeckt auch den Kindern und schadet ihnen nicht. Kommt man an einer Gaststätte vorbei, die auch Gerichte für Kinder anbietet, sollten die Molligen ein Kindergericht wählen, weil es meist kleine, aber sehr schmackhafte Portionen sind. Die Kinder werden sich freuen, und der Kellner wird sich wundern. Er ist in jedem Fall verpflichtet, auch Erwachsenen das Gewünschte zu servieren. Es sollte also viel Zeit für Sport und Spiel, für längere Wanderungen oder Radtouren genutzt werden. Je intensiver die körperliche Betätigung, desto höher liegt der Energieverbrauch, und das ist für das Abnehmen im Urlaub noch wichtiger als die Einhaltung einer energiearmen gemischten Kost. Günstig ist es, wenn es am Urlaubsort keine Waage gibt! Wer abnehmen will, sollte sich soviel wie möglich bewegen, öfter kleine, kalorienarme Mahlzeiten zu sich nehmen und erst nach der Rückkehr zu Hause wieder auf die Waage steigen. Wie schön und groß ist die Überraschung, wenn es ein, zwei oder sogar drei Kilo weniger sind. Die Wette ist gewonnen, man ist stolz über den Erfolg, fühlt sich wohler, hat sich erholt und ist schlanker geworden. An anerkennenden Kommentaren und Blicken wird es im Betrieb nicht fehlen, und die Arbeit macht dann noch mal soviel Spaß.

FREIE WELT -Serie von Professor Dr. Hans-Albrecht Ketz

Gesünder leben 8

Im nächsten Heft: Wie nahrhaft sind Pilze?

INTERNATIONALE SOLIDARITÄT VDJ DDR

Wir sind dabei

Als Mutter zweier behinderter Kinder weiß ich die Fürsorge unseres Staates für seine Bürger sehr zu schätzen. Mit meiner Spende möchte ich einen Beitrag leisten für die Menschen, die noch nicht in diesem Umfang auf solche Unterstützung rechnen können, aber dringend Hilfe brauchen.

Ingrid Lang, Antonshöhe

Durch meinen Einsatz im Krankenhaus „Karl Marx" in Nikaragua habe ich Solidarität in der Praxis erlebt. Damit dieses Krankenhaus weiter von uns unterstützt werden kann, trenne ich mich von den für mich wertvollen Ansichtskarten.

Maria Lenze, Berlin

Wir sind Arbeiter- und Parteiveteranen und freuen uns über jede Initiative, die im Rahmen der internationalen Solidarität entwickelt wird, vor allem auch von der Presse. Es ist schön, daß wir uns durch unterschiedliche Wünsche für die Spendenaktion bei mehreren „unserer" Zeitungsredaktionen beteiligen können.

Ursula und Ernst Eberle, Kaufungen

Unser Dank

...für Spenden zu unserer Solidaritätsaktion am 28. August 1987 auf dem Berliner Alexanderplatz von 8 bis 19 Uhr gilt heute den oben zitierten Lesern, dem Handarbeitszirkel des Klubs der Volkssolidarität, Glienicke (Nordbahn); Walter Lehmann, Leipzig; Frau Krüger, Berlin; E. Walter, Braunsdorf; Monika Angrik, Schmalkalden; Inge Speer, Arnstadt; Gisela Bernhard, Berlin; Horst und Elfriede Riesner, Zwickau; Frank Lukas, Kühlungsborn; Käthe Harms, Potsdam; Hildegard Rösler, Seebach; Edda Lutsch, Rathenow; Erika Jäger, Erfurt; I. Laubig, Berlin; Angelika Esser, Berlin; Siegfried Haase, Berlin; Wolfgang Harte, Lauter; Lutz Kästner, Perleberg; Thomas Schmidt, Weißenfels; H. und M. Potempa, Pritzhagen; Erna Schmidt, Meuselwitz; Joachim Amtsberg, Karl-Marx-Stadt; Jutta Wolsdorff, Wilmersdorf; Annemarie Ziegler, Magdeburg; Else Mahnke, Wismar; Rudolf Töpfer, Leipzig; Andreas Heinz, Oschatz; Erika Geier, Meerane; Helga und Erhard Pohling, Dresden; Familie Näther, Erfurt; Theo Hemmer, Schmiedeberg; K. Gottschalk, Westberlin; Familie Wällnitz, Leipzig; Käte Beinhoff, Haldensleben; Christian Naumann, Hartmannsdorf; Birgit Pomain, Berlin; Thomas Schmidt, Weißenfels; Familie Kebernik, Niesky; Carona Richter, Riesa; H. Branett, Bützow; Frau Büttner, Berlin; Johanna Malina, Potsdam; Gertrud Ulonska, Schwerin; Christine Mühle, Magdeburg; Wolfgang Reinhold, Ortmannsdorf; Lothar Günther, Jena; Edith Brünn, Woltersdorf; Jürgen Saupe, Krölpa; D. Poppe, Bannewitz; Friedel Siebert, Berlin; Mathias Männel, Freiberg; Elisabeth Bader, Zwickau; L. Nierade, Stollberg; Drechsler, Lugau; M. Berger, Coswig; Hildegard Richter, Dresden; Schöne, Potsdam; Marion Jung, Schöneiche; Bettina Neumann, Karl-Marx-Stadt; U. Witte, Oranienburg; Fröhlich, Berlin; Alfred Müller, Erfurt; Ch. Paul, Eisenberg; Charlotte Herrmann, Leipzig; Ursula und Ernst Eberle, Kaufungen; Otto Schröter, Gera; Luise-Charlotte Kramer, Greifswald; Familie Zeiszig, Leipzig; Inge und Walter Wlasly, Karl-Marx-Stadt; Sabine Horn, Berlin; Kurt Wollmann, Unterweißbach; Familie Bretschneider, Berlin; Anette Rudat, Üllnitz; Hans Kosanke, Wilhelm-Pieck-Stadt Guben; Neumann, Cottbus; Brunhilde Lademann, Wolfen; Ch. Mißalla, Brünlos; Maria Pietsch, Leipzig; Adelheid Dietrich, Prösen; Erhard Ritter, Halle; M. Reddmann, Berlin; S. Bönisch, Rostock; Liselotte Semiskar, Gera; K. Litzke, Großschweidnitz; Ulf Scharnbeck, Rhinow; J. Killikautske, Bautzen; Dorothea Ritter, Halle; Maria Lenze, Berlin; Familie Albrecht, Berlin; Ingrid Lang, Antonshöhe; S. Schuckelt, Müllrose; Henny Fischer, Zinnowitz; Familie Hachenberger, Cottbus; Rudolf Nilmz, Kamenz; Petra Schönwälder, Berlin; E. Jakob, Greiz; G. Schubert, Cottbus; Horst Friedrich, Aue; Elfriede Schmiedl, Karl-Marx-Stadt; Helmut Gröber, Reichenbach; F. Langer, Dresden; G. Weber, Karl-Marx-Stadt; Irmgard Hoch, Zinnowitz; Ingeborg Lockhoff, Berlin; Brigitte Binder, Brandenburg; H. Arzberger, Zwikkau; Kerstin und Monika Hübner, Saalfeld; Lena Schönfelder, Plauen; Gertraude Fischer, Dresden; Joachim Hoppe, Rostock; Irene Jaster, Fürstenwalde; Edeltraud Dörre, Wolfen; Hanneliese Henow, Senzig.

Leserfoto

Backfischgeflüster auf dem 16. Tanzfest der DDR in Rudolstadt – belauscht von Wolfgang Schlegel, Döschnitz

Wer erinnert sich an diese Männer?

Die sowjetische Presseagentur NOWOSTI wendet sich an Sie, liebe Leser, mit der Bitte um Mithilfe bei der Suche nach ehemaligen Fliegern der faschistischen deutschen Luftwaffe. Folgendes ist bekannt: Am 25. Juni 1941 landeten in der Nähe von Kiew mit einem Sturzkampfbomber vom Typ „Junkers 88“ der Unteroffizier Hans Herrmann (Jahrgang 1916, aus Breslau/Wrocław), der Beobachter Hans Kratz (Jahrgang 1917, aus Frankfurt am Main), der Obergefreite Adolf Appel (Jahrgang 1918, aus Brünn/Brno) und der Funker Wilhelm Schmidt (Jahrgang 1917, aus Regensburg). Sie bildeten eine Besatzung, die zur zweiten, von Major Kraft geführten Gruppe der 54. Staffel gehörte und alle ihre Bomben in den Dnepr abwarf. Die Flieger wandten sich mit einem Aufruf an alle deutschen Flieger und Soldaten, mit dem Krieg gegen die UdSSR Schluß zu machen. Ob die vier aufrechten deutschen Patrioten heute noch am Leben sind? Alle Leser, die Auskunft geben können über ihr weiteres Schicksal, wenden sich bitte an das
APN-Büro in der DDR,
Karl-Liebknecht-Str. 29,
Berlin, 1026,
Telefon: 2 12 73 71.

Wertvoll

Da ich gehbehindert bin und seit etwa 20 Jahren ein Duo-Schwerbeschädigtenfahrzeug benutze, hat mich der Beitrag über den WAS-1111 OKA (FW 14/87) besonders interessiert. Die darin beschriebene Lösung für ein Behindertenauto finde ich prima. Auch den Vorläufer dieses OKA, den SERPUCHOWEZ, habe ich mir bei Reisen in die UdSSR gründlich angesehen. Ich bin der Meinung, daß die sowjetischen Konstrukteure mit ihrer OKA-Variante für Versehrte ein wirklich vollwertiges Fahrzeug anbieten, das den Vergleich nicht zu scheuen braucht.

Günter Behrndt, Schöneiche

Nachtrag zu Weiß

Zu dem Beitrag „Eine kolossale Schweinerei“ (FW 16/87) aus der Folge „Links und rechts der Linden“ eine Ergänzung: Der Autor gibt der Vermutung Ausdruck, Oberregierungsrat Weiß „verliert also sein Amt, wird aber wohl sein Auskommen gefunden haben.“ Er hat. 1926 war Dr. Bernhard Weiß Chef der Kriminalpolizei in Berlin, 1927 Polizei-Vizepräsident, bis er 1932 beim Staatsstreich des späteren hitlerischen Vizekanzlers Franz von Papen verhaftet wurde. 1951 ist er in London verstorben.

Kurt Wolterstädt, Berlin

Warmes Plätzchen

Mit einer Reiseepisode möchte ich mich in das „Freundschaftskonzert“ einreihen („Vielstimmig unisono“, FW 15/87). Mein Urlaub bei meiner Freundin Birute in Vilnius ging zu Ende, und ich wollte noch eine Bekannte aufsuchen, die in der Nähe des Bahnhofs wohnt. Wie immer war der Bus überfüllt. Trotzdem entdeckte ich verwundert noch freie Plätze mittendrin. Ich kämpfte mich durch und sah – eine schlafende Katze auf einem der Sitze. Ringsum schmunzelnde Mienen. Am Bahnhof stieg alles aus, nur die Mieze nicht. Ich klemmte ihr meinen Fahrschein unter die Pfote, und nun war sie kein blinder Passagier mehr.

Susanne Hantzsch, Dresden

Zug um Zug

Als Ergänzung zu Ihren badenden Schachspielern in Budapest (FW 15/87) möchte ich meine Tee trinkenden Schachspieler in Buchara vorstellen!

Dieter Beckert, Udestedt

Danke! Und wir möchten bei dieser Gelegenheit an unseren Reise-Foto-Wettbewerb erinnern: Bis zum 10. Oktober 1987 erwarten wir Ihre besten Fotos aus der Sowjetunion – Mindestformat 13 × 18 cm. Wer den Aufruf in Heft 16/87 verpaßt hat, dem schicken wir gern die genauen Bedingungen zu!

Preisfrage

Heft 18/87

Welches Reiseutensil Majakowskis hat einmal Wieland Herzfelde beeindruckt?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× **50 M** sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 20/87. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 9. September 1987. Auflösung von Heft 16/87: Der Rote Frontkämpferbund wurde 1924 gegründet. Wir gratulieren Uwe Thoms, Warnemünde.

Auflösung „Von Wostok zu Mir“ (6)

So war es richtig in Heft 16/87: Raumfahrer aus Frankreich und Bulgarien bereiten sich auf einen zweiten Flug gemeinsam mit sowjetischen Kosmonauten vor.

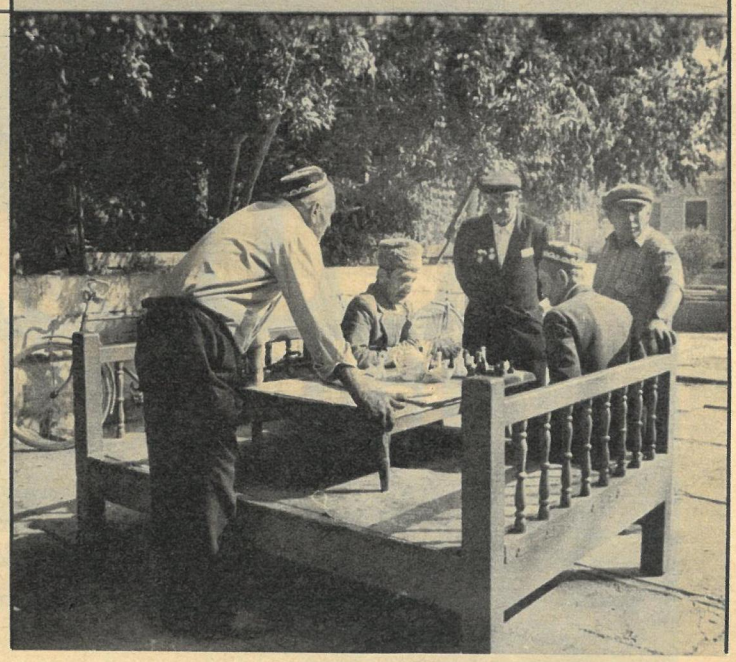
Es gewannen: 100 M – Otto Behrens, Ventschow; 75 M – Gabriele Fallack, Berlin; je 50 M – Knut Seiffert, Welzow; Ralph Krühner, Königsee; Lothar Wottrich, Magdeburg.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Vignette: Detlev Schüler

Wer schreibt uns?

Natalja Issinskaja sucht Brieffreunde, die sich für das Schaffen der Sängerin Alla Pugatschowa interessieren; sie sammelt Bilder und Postkarten von Schauspielern aus aller Welt. UdSSR, Krasnodarski krai, 354 000 Sotschi, Postfach 34.

Sascha Mitjanow, 22 Jahre alt, Student, wünscht Briefwechsel in russischer Sprache. Interessen: Rockmusik, Fremdsprachen, Musikzeitschriften, Ansichtskarten. UdSSR, Mar. ASSR, 424 006 Joschkar-Ola, ul. Depowskaja, d. 12 a, kw. 4

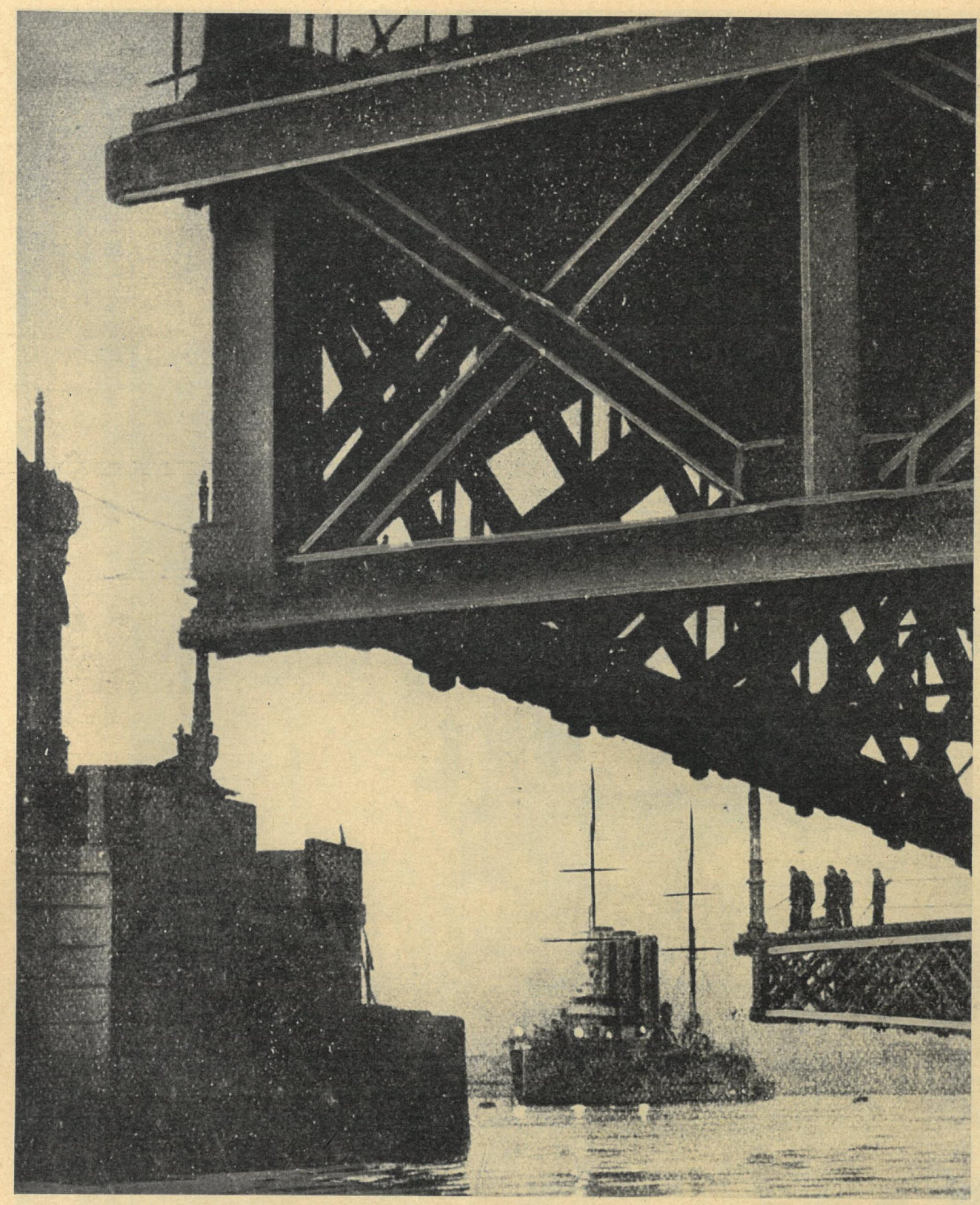


FW-Reporter Fritz Jahn (Text) und Lothar Willmann (Fotos) berichten über die Rückkehr der „Aurora“

Stundenlang regnete es in Strömen, dennoch standen die Leningrader kilometerweit dicht bei dicht an der Newa, um dem Flag

Tausend Tage lang war das berühmte Wahrzeichen Leningrads aus dem Stadtbild verschwunden. Nun ist der Panzerkreuzer „Aurora“ wieder an gewohnter Stelle vor Anker gegangen, vom Kiel bis zu den Mastspitzen überholt und historisch getreu wie vor 70 Jahren. Wissenschaftler, Ingenieure und Werftarbeiter vollbrachten eine Meisterleistung der Schiffbaukunst.

gschiff der Revolution das Geleit zu geben



7. November 1917: Unter dem Schutz der „Aurora“ lassen bolschewistische Matrosen die von der Reaktion aufgezogenen Brücken nieder. Arbeiterbezirke und Zentrum sind wieder miteinander verbunden.

Wolodja, der junge, breitnackige Chauffeur, dessen Funktaxi wir für einige Stunden gemietet hatten, war sehr zufrieden, als er das Fahrtziel hörte. Er habe, sagte er, schon den ganzen Morgen überlegt, wie er es mit seiner Fahrerei so einrichten könne, daß er die „Aurora“ nicht verpasse. Daß der Kommandeur der Flottenbasis, ein Admiral, höchstpersönlich auf der Brücke des Kreuzers agiere, fand er selbstverständlich. „Wie anders! Das ist doch das Schiff Nummer eins…“

Tausende, vielleicht sogar Zehntausende Leningrader standen unter triefenden Schirmen Spalier an den granitenen Kais der Newa, als herrsche eitel Sonnenschein. Keiner hatte sie gerufen. In der „Leningradskaja Prawda“ war lediglich eine lakonische Bekanntmachung der Miliz zu lesen: Am Sonntag, dem 16. August, ab 12 Uhr würden im Zusammenhang mit der Überführung der „Aurora“ kurzzeitig drei der Hauptbrücken geöffnet, mit Verkehrseinschränkungen und Umleitungen sei zu rechnen.

★

Wir warteten im Schatten der ersten, der Leutnant-Schmidt-Brücke, an jener Stelle, wo die „Aurora“ vor 70 Jahren mit einem Schuß aus dem sechszölligen Buggeschütz den Sturm auf das Winterpalais einleitete. Von seewärts, wo die Werften sind, waren Schiffssirenen zu hören, ein vielstimmiger Chor der Begrüßung. Sie hatte sich also in Bewegung gesetzt.

Bilder und Stationen aus der 90jährigen Geschichte des Schiffes erstanden vor unserem geistigen Auge.

1897 auf Kiel gelegt, 1903 in Dienst gestellt, mittendrin, im Jahre 1900, der Stapellauf. Gar nicht weit von hier, mit Freibier für die Werftarbeiter und einem sichtlich bewegten Zaren. Wenn Nikolaus II. geahnt hätte, daß diese seine „Morgenröte“ eines Tages den Anbruch eines neuen Zeitalters ankündigen würde…

Modernster Panzerdeckkreuzer unter der Zarenflagge, ausgerüstet mit einer der ersten Funkanlagen der russischen Flotte (am 7. November 1917 würde diese Station den von Lenin verfaßten Aufruf des Revolutionären Militärkomitees „An die Bürger Rußlands“ senden).

1904 und 1905 im Bestand des 2. Pazifikgeschwaders 18 000 Seemeilen über drei Ozeane bis zur Seeschlacht vor der japanischen Inselgruppe Tsushima. Nach erbittertem Kampf dem Untergang nur knapp entronnen und in Manila interniert. Erneut von Treffern aufgerissen, Maschinen und Deckaufbauten zerstört, während des Großen Vaterländischen Krieges in vorgeschobener Leningrader Verteidigungsstellung am Brückenkopf von Oranienbaum.

1924 Teilnahme an der ersten Auslandsfahrt sowjetischer Schiffe. In friedlicher diplomatischer Mission insgesamt acht Besuche in Norwegen, Schweden und Deutschland.

1928 Ernst Thälmann an Bord in Leningrad, Wahl zum Ehrenmitglied der Besatzung, Übergabe einer Matrosenuniform.

Nach Beseitigung der gröbsten Kriegsschäden (200 faschistische Geschoßeinschläge an einem einzigen Oktobertag des Jahres 1941!) Ankerplatz vor der Nachimow-Schule. Zunächst Schulschiff für deren Zöglinge, dann Museum.

Zu Beginn der achtziger Jahre Alarmsignale. „Aurora“ in Gefahr! Gute drei Schiffsalter, 1300 Lecks im Laufe der Zeit, der Rost… Experten gaben dem Kreuzer kaum noch eine Handvoll Jahre. 1984 wurde er in die Shdanow-Werft geschleppt.

★

1500 Kontrollmessungen nach der Methode der Ultraschalldefektoskopie brachten Gewißheit: hunderte von Korrosionsspalten! Vom Unterwasserteil war im Grunde nichts mehr zu retten. Wie sollte man verfahren? Die „Aurora“ künftig aufs Trockene stellen und über ihr einen Pavillon errichten? Keine sehr angenehme Vorstellung. Oder sie auf einem schwimmenden Postament in der Art eines Docks plazieren? Doch bekäme sie damit nicht notgedrungen das Image eines Schiffsinvaliden? Nein. Der Kreuzer der Revolution sollte, mußte in seinem Element verbleiben.

Auf der Helling wurde das Unterteil vom Oberteil abgetrennt und völlig neu gebaut. 32 Millimeter dicker Stahl ersetzte das frühere 12-Millimeter-Blech. Die komplizierte technologische Operation erfolgte mit Hilfe eines Computers. Dank seines Einsatzes gelang es auch, beide Teile wieder so exakt zusammenzufügen, daß es heute selbst Eingeweihten schwerfällt, die Verbindungsnaht zu finden.

Die Wissenschaftler unter Vizeadmiral Prof. Dr. Burow meldeten sich zu Wort. Veränderungen im Ergebnis früherer Reparaturen und Renovierungen sollten rückgängig gemacht werden, die „Aurora“ wieder genauso aussehen wie im Jahre 1917. 1200 Archivpapiere wurden gewälzt, mehr als 400 historische Fotos verglichen. So hängen jetzt wieder zwei schwere Anker an der rechten Schiffsseite, die Takelung ist anders, statt der Jollen gibt es

300 Jahre Garantie

Beiboote, die Dampfpinasse in der Mitte sieht aus, als sei sie soeben aus einer alten russischen Werft geliefert und so weiter.

„Eine Jahrhundertaufgabe," sagte Werftdirektor Jemeljanow stellvertretend für Schiffbauer, Metallurgen und Historiker aus über 30 Leningrader Betrieben und wissenschaftlichen Einrichtungen, „ich wundere mich, wie wir das geschafft haben." Wer wollte es den Leningradern verdenken, daß sie nun mit Spannung der Wiederbegegnung mit ihrer alten neuen „Aurora" entgegensahen.

★

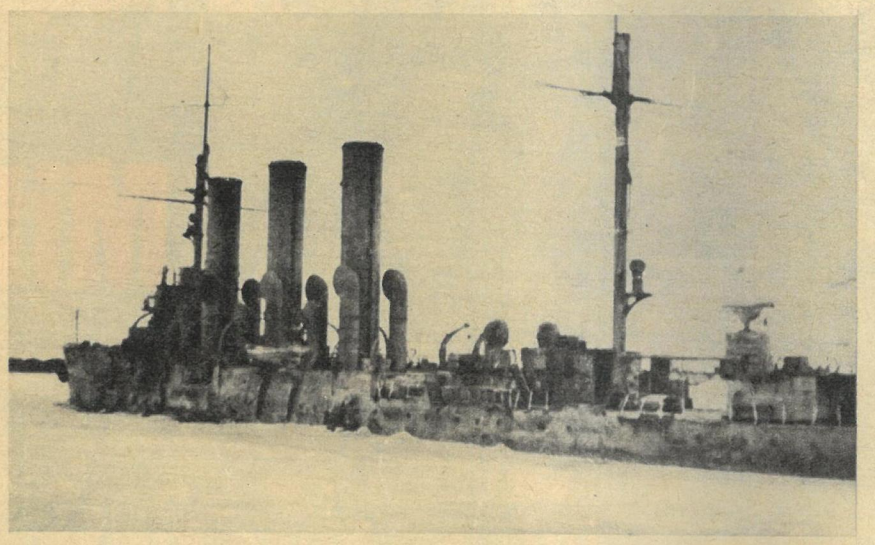
Irgend etwas lief nicht, wie es sollte. Unter uns am Gedenkstein, der den Ankerplatz der „Aurora" während der Oktoberereignisse markiert, waren junge Matrosen angetreten. Man hatte sie in die alten Uniformen gekleidet, gekreuzte Patronengurte über der Brust und zur Feier des Tages eine rote Schleife daneben. Vorhin, auf Geheiß der Fotografen (wer hat, der hat, konnte man wissen, ob sich der Regen nicht noch zum Wolkenbruch mauserte?), hatten sie donnernd hurrat, ihre bebänderten Mützen und arachaischen Gewehre geübt ins Leere schwenkend. Jetzt aber, als dieses 127-Meter-Stück Geschichte mit Schornsteinen ungeheuer hoch zum Greifen nahe an ihnen vorüberglitt, rührten sie sich nicht. Hatte der Offizier das Kommandieren vergessen? Oder war es ganz einfach das Unwiederkehrbare des Augenblicks, das sie verstummen ließ?

Auf den Rostralsäulen an der Spitze der Wassiljewski-Insel loderten die Feuer wie an hohen Feiertagen. Die Kanoniere der Peter-Pauls-Festung schossen „Salut der Nationen", 21 dumpf rollende Schüsse aus den Haubitzen der Naryschkin-Bastion. Feuerwerker setzten bunte Blumensträuße in den niedrigen, grauverhangenen Himmel. Und unbeirrbar zog die „Aurora" ihre Bahn über die weite, bleierne Fläche...

Einige gab es, die hatten bestimmt keinen Blick für die Schönheit, fast möchte man sagen Erhabenheit des Schauspiels: die Kapitäne der Bugsierschiffe.

Die Newa, die dem Ladoga-See entspringt und in den Finnischen Meerbusen mündet, ist ein kurzer, aber ungemein kräftiger und wasserreicher Fluß. Am stärksten die Strömung zwischen den Brückenpfeilern. Und gerade hier mußte der 6700-Tonnen-Koloß, der sich nicht aus eigener Kraft fortbewegen kann, wie durch ein Nadelöhr gezogen werden. Wenige Meter Spielraum nur zwischen Schiffsmasten und oberen Rändern der hochgeklappten Brückenflügel. Kleine Schlepper schmiegten sich sichernd an die Bordwände des Kreuzers. Undenkbar, daß das Heiligtum der Revolution auch nur einen Kratzer abbekäme!

Nach dem Passieren der dritten Brücke noch einmal eine seemännische Aufgabe erster Güte: die „Aurora" mitten auf der Newa drehen und rückwärts in das verhältnismäßig schmale Becken zwischen Hotel „Leningrad" und Nachimow-Seekadettenschule bugsieren.



1941–1945: Die „Aurora" vor Oranienbaum (heute Lomonossow), wegen Schlagseite auf Grund gesetzt, im Eis eingefroren, für Leningrad kämpfend

Alles ging wie am Schnürchen. Pünktlich um 14.30 Uhr war auch ein letztes verhaktes Tau geklart, lag die „Aurora" vor Anker am „ewigen Liegeplatz". Flaggenmanöver, Nationalhymne, Vorbeimarsch von Ehrenformationen der Land-, Luft- und Seestreitkräfte.

Einstweilen bleibt das schwimmende Museum noch geschlossen. Letzte Arbeiten an Bord und an der Anlegestelle. In einigen großen Zeitungen des Landes war über einige Aspekte der Rekonstruktion gestritten worden: Gut, daß die „Aurora" äußerlich wieder genauso aussehen soll wie im Jahre siebzehn, warum aber eine „Einsparung" historisch wichtiger Plätze und Räumlichkeiten im Inneren zugunsten allgemeiner Ausstellungssäle über Kampfschiffe und Geschichte des Schiffbaus? Rechtzeitig zum Jubiläum ist der Panzerkreuzer wieder jedermann zugänglich, dann wird man sehen.

Nahezu 20 Millionen Besucher aus fast allen Ländern der Erde hatte das Flaggschiff der Revolution in der vergangenen Museumsperiode seit 1948. Wie viele werden noch kommen? Das neue Unterwasserteil aus korrosionsbeständigem Metall ist mit einer speziellen chemischen Mischung überzogen. Fachleute garantieren der „Aurora" eine Schwimmfähigkeit von mindestens 300 Jahren...

„Aurora, Aurora, Hoffnung der Erde..." Erwartungsstimmung an den Newa-Kais.

Im Reich der Mitternachtssonne

DDR-Biologe Dr. M. Freude (Bild und Text)
als Gast sowjetischer Kollegen an der Weißmeerküste

Silberlicht und schwankender Boden – das ist der Eindruck vom Polarkreis. Bis zum Horizont nichts als unendliche Moorflächen, über denen sommers die Sonne nicht untergeht. Das karge Moor macht viele satt; köstlich ausgereifte Moltebeeren wachsen dem Wanderer förmlich in den Mund.

Was ein Mitteleuropäer von Mooren weiß, ist beeindruckend wenig. Für ihn stellt das Moor jene gespenstisch nebeltrübe Landschaft dar, die er aus Gruselfilmen kennt: heimtückisch schimmernde Wasserlachen, in denen Sumpfgas gluckst, laden zum Hineintreten ein; im Film tritt natürlich immer einer hinein, der dann auch prompt versinkt. Wenn es der Filmetat erlaubt, versinken Pferde und Kutsche gleich mit.

Wie so oft, sieht die Wirklichkeit etwas anders aus… „Tunturi" ist ein altes finno-ugrisches Wort. Damit bezeichnen die Einheimischen jene baumlos-flachen Hügelketten, die parallel zum Eismeer die ewig feuchten Moorsenken durchziehen. Unser Ausdruck „Tundra" für die baumlosen Weiten des Nordens leitet sich davon ab. Den Einheimischen gelten die Tunturis als erstrebenswerte Marschroute – ein Schimmer von Hoffnung, wenigstens für ein paar Stunden trockene Füße zu behalten, nicht bei jedem Schritt bis zum Stiefelbund im Moor zu versacken. Gummistiefel sind hier Pflicht, zumindest im Polarsommer, wenn der Boden auftaut und die riesigen Moorflächen des Landes zum Leben erwachen.

Der Boden schwankt dann unter jedem Schritt. In Tümpeln schwappt dunkles Wasser, hocken bernsteinäugige Frösche. Wie Tauperlen in der Morgensonne funkeln die stecknadelgroßen Tröpfchen des Sonnentaus. Polarhummeln sammeln Nektar von rosaroter Besenheide und weißem Fieberklee. Ihre Bewegungen wirken hastig, fast hektisch, als wüßten sie, daß ihnen für die Aufzucht der neuen Generation nicht viel Zeit verbleibt. Dabei haben sie jetzt im Sommer täglich fast 24 Stunden zur Nahrungssuche. Ende Juni geht hier am Polarkreis die Sonne nicht unter, berührt nur den nördlichen Horizont. Noch im Juli verschwindet der Sonnenball gerade für ein bis zwei Stunden hinter den kahlen Hügeln der Kola-Halbinsel. Sonnenuntergang, der fließend in den Sonnenaufgang übergeht. Alles liegt dann in jenem eigentümlich silberweißen Licht, das dem Moor seinen unvergleichlichen Reiz verleiht.

In den Stunden nach Mitternacht erstirbt fast jeder Laut. Nur die Sperbereule streicht unhörbar über Torfmoosbülten und Schlenken (wassergefüllte Senken), immer auf der Suche nach Wühlmäusen und nordischen Lemmingen, vielleicht auch einem unvorsichtigen Schneehuhnküken. Ungewöhnlich für uns, eine Eule im Sonnenlicht fliegen zu sehen. Doch im gesplitterten Stamm einer vom Blitz gefällten Lapplandkiefer warten vier Jungeulen auf ihre Mahlzeit. Sie wären längst verhungert, würden sich die Altvögel bei der Jagd auf die Dämmerung beschränken. Allzuweit in den Morgen hinein können sie jedoch ihre Streifzüge nicht ausdehnen. Schon gegen vier Uhr erwachen Rotdrossel, Lapplandmeise und andere Kleinvögel, die sich sofort laut zeternd auf jede Eule stürzen und bis zum schützenden Versteck nicht von ihr ablassen.

In dieser Zeit des Silberlichts durchziehen auch Elche das Moor. Wir haben sie mehrfach gehört, ihre Spuren verfolgt und allenthalben ihre Losung gefunden. Trotz einiger 24-Stunden-Wachen kam mir aber keiner zu Gesicht, geschweige denn vor die Kamera. Offensichtlich war mein Platschen im Sumpf noch lauter als das ihre. Einen Trost spendeten die Einheimischen: Ihnen erginge es zur Jagdzeit ebenso.

Da sind die Chancen bei der Pirsch auf die großen Hühnervögel unvergleichlich größer. Vor allem den Moorschneehühnern und Birkhühnern wird zum Herbst eifrig nachgestellt. Im Sommer sind die mit der Aufzucht ihrer Jungen beschäftigten Vögel weniger scheu. Überall spüren wir jetzt im Randbereich des Moores die Anwesenheit der Schneehühner. Zu sehen bekommt man sie allerdings selten. Da ist der leise Lockruf der Altvögel, das Rascheln eines sich hastig verkriechenden Jungen, doch die Wildhühner mit ihrem braun gesprenkelten Sommergefieder sind im trockenen Heide- und Preiselbeerkraut kaum zu entdecken. Beim Nahen eines Störenfriedes drücken sie sich flach an die Erde, werden für ihn nahezu unsichtbar. Sie fliegen erst auf, wenn man fast auf sie tritt und jagen einem mit lautem Flügelpurren einen gehörigen Schreck ein… Die ganze Familie stiebt urplötzlich in alle Himmelsrichtungen auseinander. Das Verblüffendste: Selbst winzige Küken, die im Handteller Platz finden, können schon fliegen! Man will es kaum glauben: Die noch vom Dunenflaum bedeckten Winzlinge, erst wenige Tage alt, haben schon funktionstüchtige Handschwingen. Das bringt einen gehörigen Überlebensvorteil bei der Flucht vor Fuchs, Wolf oder Vielfraß.

In der kurzen, besonders gefährlichen Spanne, bevor die Jungen flattern können, zeigen die Eltern ein bemerkenswertes Gebaren. Einer der Altvögel fliegt beim Nahen des Feindes nicht ab, sondern stellt sich „krank", humpelt mit herabhängendem Flügel nur wenige Schritte von dem Räuber entfernt durchs Moor, lenkt ihn so von den Jungen ab. Dieses „Verleiten" wenden die Schneehuhneltern, meist der Hahn, auch gegenüber dem Menschen an. Es wirkt jedesmal so echt, daß es immer aufs Neue beeindruckt.

In wenigen Wochen, wenn die ersten Winterstürme übers Moor brausen, werden Altvögel und Nachwuchs ihr weißes Winterkleid tragen, das sie über sieben Monate vor Feinden schützen soll. Doch bevor es soweit ist, kommt die schönste Zeit im Moor, der Herbst…

Silberweiß schimmern dann die Samenfäden der Wollgräser über stillen Kolken, leuchtend rot zeigen sich Moos- und Preiselbeeren, mattorange die Moltebeeren, lackschwarz die Krähenbeeren, wie blau bereift erscheinen die Rauschbeeren. Man staunt, welche Produktivität Beerensträucher auf den nährstoffarmen Böden entwickeln. Für die Hühnervögel ist eine Zeit des Überflusses angebrochen. Birkhühner, Haselhühner, Auerhühner und natürlich die Moorschneehühner fressen sich Fettpolster an. Gleichermaßen die Großtiere; besonders die Bären sind es, die sich an dem Beerensegen gütlich tun.

Noch eine Annehmlichkeit bringt der Herbst. Nach den ersten Nachtfrösten Ende August fehlt plötzlich etwas im Moor, es fehlt ein Tag und Nacht allgegenwärtiges Geräusch, es fehlen die auffälligsten Lebewesen im Moor, es fehlen Culex, Aedes und Anopheles – die Mücken. Allein sieben blutsaugende Arten konnten wir unter dem Stereomikroskop bestimmen.

Diese Plagegeister stürzen sich in finsteren Scharen auf jeden Warmblüter. Sie zwingen die Menschen, selbst an den heißesten Tagen des Polarsommers lange Hosen und dicke Hemden zu tragen. Schweißgebadet, lockt man so noch mehr Mücken an. Mit zehn bis vierzig Stichen pro Stunde ist auch dann zu rechnen, wenn man die Tierchen ständig von Gesicht und Handrücken vertreibt.

Beim Fotografieren, wenn es auf Konzentration ankam, waren die ungeschützten Hände oft schwarz von Mücken. Nach ein, zwei Wochen allerdings spürt man die Stiche kaum noch. Gewohnheitssache. Schließlich geizt das Moor nicht mit Entschädigung…

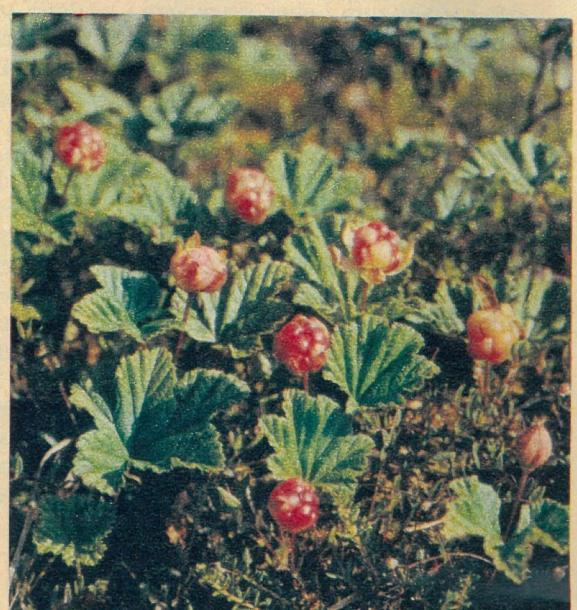
Nur in den nördlichen Gebieten der Nordhalbkugel gibt es Moore in nennenswertem Umfang. Hier allerdings stellen sie ein bedeutendes Landschaftselement dar. So entfallen in Finnland etwa 30 Prozent der Gesamtfläche auf Moore, das westsibirische Tiefland um Ob und Irtysch wird fast ganz davon bedeckt. Grundlage des Wachstums aller Hochmoore sind Torfmoose verschiedenster Arten, durchweg bemerkenswerte Pflanzen mit einmaligem Anpassungsvermögen. Bis zum Zwanzigfachen ihres Gewichts können sie Wasser aufnehmen; sie bringen es fertig, gleichzeitig am oberen Ende zu wachsen und unten abzusterben, unter Sauerstoffmangel zu „vertorfen". Die dabei entstehenden Säuren schaden ihnen selber nicht – ja, im Gegenteil, man weiß seit einigen Jahren, daß die Torfmoose diesen Prozeß aktiv unterstützen, indem sie ständig Wasserstoffionen an ihre Umgebung abgeben. Diese Protonen, Reaktionsbestandteile aller Säuren, machen Konkurrenzpflanzen buchstäblich das Leben sauer. Höhere Pflanzen haben da kaum eine Chance, wüchsige Moore sind stets baumfrei. Nur dort, wo Torfmoosbülten an der Oberfläche austrockneten, können sich höhere Pflanzen ansiedeln, mitunter über Jahre halten.

Solche Randbewohner müssen noch mit weiteren Problemen kämpfen, zum Beispiel dem Sauerstoffmangel im Untergrund. Sie entwickelten daher leistungsfähige Belüftungsgewebe, ausgebildet von den Blättern bis in die Wurzeln, die ja im praktisch sauerstofflosen wassergesättigten Torfmoosgrund verankert sind und so ausreichend mit Luftsauerstoff versorgt werden.

Auf unterschiedlichen Wegen sorgen höhere Moorpflanzen für ihre Ernährung in einem Lebensbereich, wo nur kleinste Portionen von Mineralien per „Luftfracht" anwehen. Zwergsträucher wie Besenheide und verschiedene Beeren lassen sich beim Erschließen von Nährstoffen durch Pilze helfen, die ein dichtes Geflecht um ihre Feinwurzeln bilden. Diese Symbiose ist allerdings nur möglich, wenn zumindest die oberste Bodenschicht etwas durchlüftet ist, vor allem im Grenzbereich der Moore.

Im Reich der Mitternachtssonne

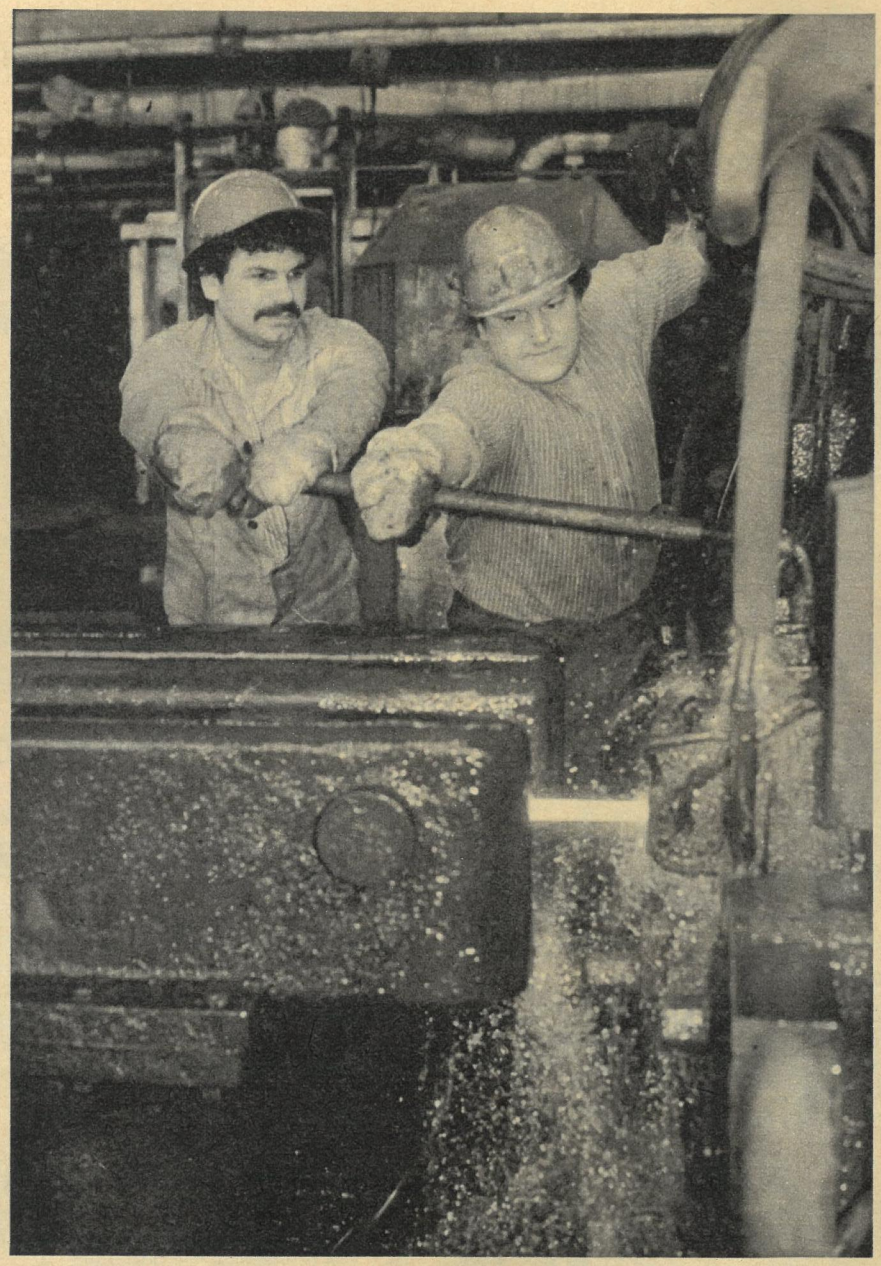
Dem Biologen, der neu in diese Regionen kommt, schmerzt das Herz… Keinen Schritt kann er tun, ohne auf Lebewesen zu treten, die bei uns in Mitteleuropa streng geschützte Kostbarkeiten darstellen. Der scheinbar gleichförmige Pflanzenteppich erweist sich bei näherem Hinsehen als vielgestaltiger Lebensraum von Moorbewohnern, die sich den rauhen, kargen Verhältnissen vorzüglich angepaßt haben. – Bild oben: Küken vom Schneehuhn, links: Geflecktes Knabenkraut, ein Orchideengewächs der nördlichen Breiten. Untere Reihe: Moorfrosch (noch mit einem Rest des „kindlichen" Ruderschwanzes), Moltebeeren, Mooreidechse, Langblättriger Sonnentau (in drei Arten vorkommende, insektenverzehrende Pflanze) sowie Hochmoor-Mosaikjungfer (eine seltene Libelle).



Im Walzer-Takt

Als wir zu ihm ins Zimmer treten, hat gerade das Telefon geklingelt, und Bruno Knechtel nimmt den Hörer ab. So erleben wir mit, wie er seinem Gesprächspartner mit aufmerksam-kritischer Miene zuhört und sagt: „Nun komm schon raus mit der Sprache! Worum geht's?" Die Antwort erheitert ihn offenbar, denn lachend erteilt er dem Anrufer Bescheid: „Geht in Ordnung! Ich werd' mit dem Lehrer reden..." Kurz gesagt, es drehte sich darum, daß ein Meister aus dem Walzwerk I diplomatisch anfragte, was Bruno darüber denke, am kommenden Mittwoch den Deutsch-Unterricht für die drei bulgarischen Mitglieder der Brigade durch „praktische Übung" zu ersetzen – beim Preisskat am Brigadenachmittag.

Bruno Knechtel, einst Erster Schmelzer, später Schichtmeister, nunmehr Lehrmeister und Betreuer der ausländischen Fachkräfte im VEB Stahl- und Walzwerk „Wilhelm Florin" Hennigsdorf, weiß, daß solche private Begegnung den Kollektivgeist einer Brigade durchaus stärken kann. „So ist es bei allem – die Jungens aus Bulgarien gehören einfach dazu. Das macht vieles leichter", kommentiert Bruno seine Entscheidung. „Das Trainingsprogramm begann im Sommer '83", erläutert er uns. „Momentan sind hundert bulgarische Arbeiter bei uns." Damit er jeden von ihnen gleich erkennt und mit dessen – oftmals recht schwierig auszusprechenden – Namen anreden kann, hat er vom Paßfoto für den Werksausweis jeweils zwei Duplikate anfertigen lassen; die Kärtchen sind an der Wand geordnet, viele Gesichter blicken davon herab – jede Reihe mit einer Unterschrift davor wie: Schleifer, Armaturenschlosser, Gerüste-Monteur, Spezialflämmer, Steuermaschinist, Tribo-Techniker und was der Walzwerker-Tätigkeiten mehr sind. Auf gleiche Weise hat Bruno auch die Lerngruppen – in den „Klassenbüchern" – zusammengefaßt, damit von der guten Idee auch die Lehrer profitieren...



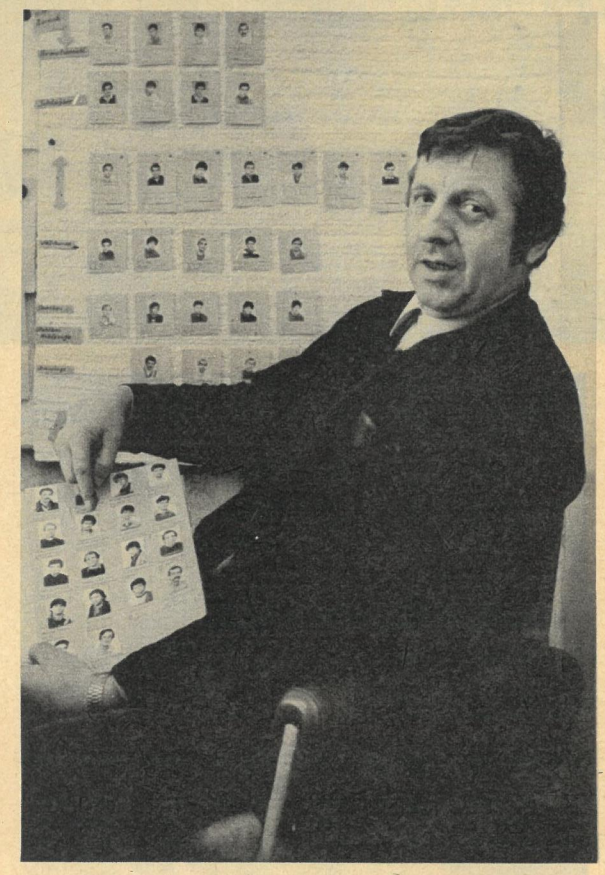
★

Mit Nikolai Mitkow, Leiter der bulgarischen Gruppe in Hennigsdorf, und Bruno Knechtel sind wir an diesem Tag manche Stunde unterwegs. Sie führen uns auch in die Halbzeug-Halle des Feinstahlwalzwerkes – SKET (das Schwermaschinenbaukombinat „Ernst Thälmann" Magdeburg) hatte es vor einem Jahrzehnt für die Hennigsdorfer gebaut. Ein SKET-Walzwerk gleicher Art, jedoch mit größerer Kapazität – 800 000 Tonnen Walzerzeugnisse pro Jahr –, in Debelt bei Burgas an der bulgarischen Schwarzmeerküste entstanden, wird im Frühherbst die Produktion aufnehmen. Iwan Atanassow, 22jähriger Jungmetallurg mit schwarzem Wuschelkopf, den wir im Kreis seiner Brigadekumpel treffen, kennt bereits seinen Arbeitsplatz in Debelt: im Halbzeugbereich, als Spezialflämmer und Schleifmaschinen-Bediener. Iwan, im Burgaser Metallurgie-Technikum zum Operator ausgebildet, sitzt gewissermaßen schon „auf gepackten Koffern"; sein Trainingsjahr in Hennigsdorf geht zu Ende. Was hat es ihm gebracht? „Naja, wie soll ich's sagen? Nach dem zweiten Monat kam ich in die Lohngruppe sechs, eine gute Jahresendprämie hab ich bekommen – aber das wichtigste ist: Erfahrung nehme ich mit. Meinen DDR-Kollegen verdanke ich manchen Kniff! Überhaupt haben sie mich die ganze Zeit wie einen der ihren betrachtet", sagt er. Klaus Volbert, Abteilungsleiter Walzenstraße, faßt seine Meinung über die jungen Berufskollegen aus der VRB in die Worte: „Sobald jeder erst mal ‚das Laufen' gelernt hat, marschiert er tüchtig mit." In Kriwoi Rog (UdSSR), Trinec (ČSSR) und Miskolc (UVR) – wo ähnliche Walzwerke von SKET schon früher produzierten – hatten einst die Hennigsdorfer trainiert, um ihr Feinstahlwalzwerk mit kundiger Hand führen zu können. So schließt sich der Kreis: Das damals Gelernte, die seither gewonnene eigene Erfahrung wird weitergegeben – jetzt an Walzwerker Bulgariens, unmittelbar zuvor an Metallurgen aus Kuba...

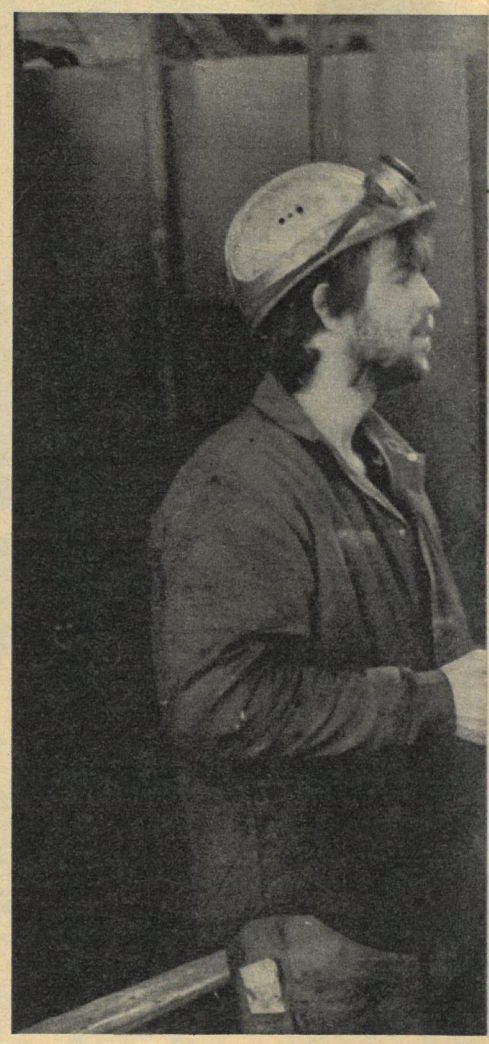
★

Der Stahl rollt, rollt, rollt... Knüppel um Knüppel kommt aus dem Ofen, nimmt seinen Weg durch die Walzgerüste. Wir sehen, wie sich das glühende Metall streckt, formt. Heiß ist es an der Walzstraße; Wasserkaskaden sprühen; Rumpeln und Poltern an den Walzgerüsten... Nikolai Mitkow, von Beruf nicht Walzwerk-Experte, sondern Diplom-Germanist (er will später in De-

Pausen-Disput: Iwan Atanassow – ein Debelter unter Hennigsdorfern (Bild unten; erster von rechts). – Auf der Steuerbühne: Torsten Langner (links im rechten Bild) und Alexander Markow – Hand in Hand.



Männer am „goldenen Fluß": Uwe Kollrich (Bild oben, rechts) und Nikolai Zazarow; Handfertigkeit beim Profilwechseln bringt Zeitgewinn, und Zeit ist... Stahl. – Bruno Knechtel, Lehrmeister und „Chefbetreuer" der ausländischen Walzwerker-Trainings-Absolventen (links).

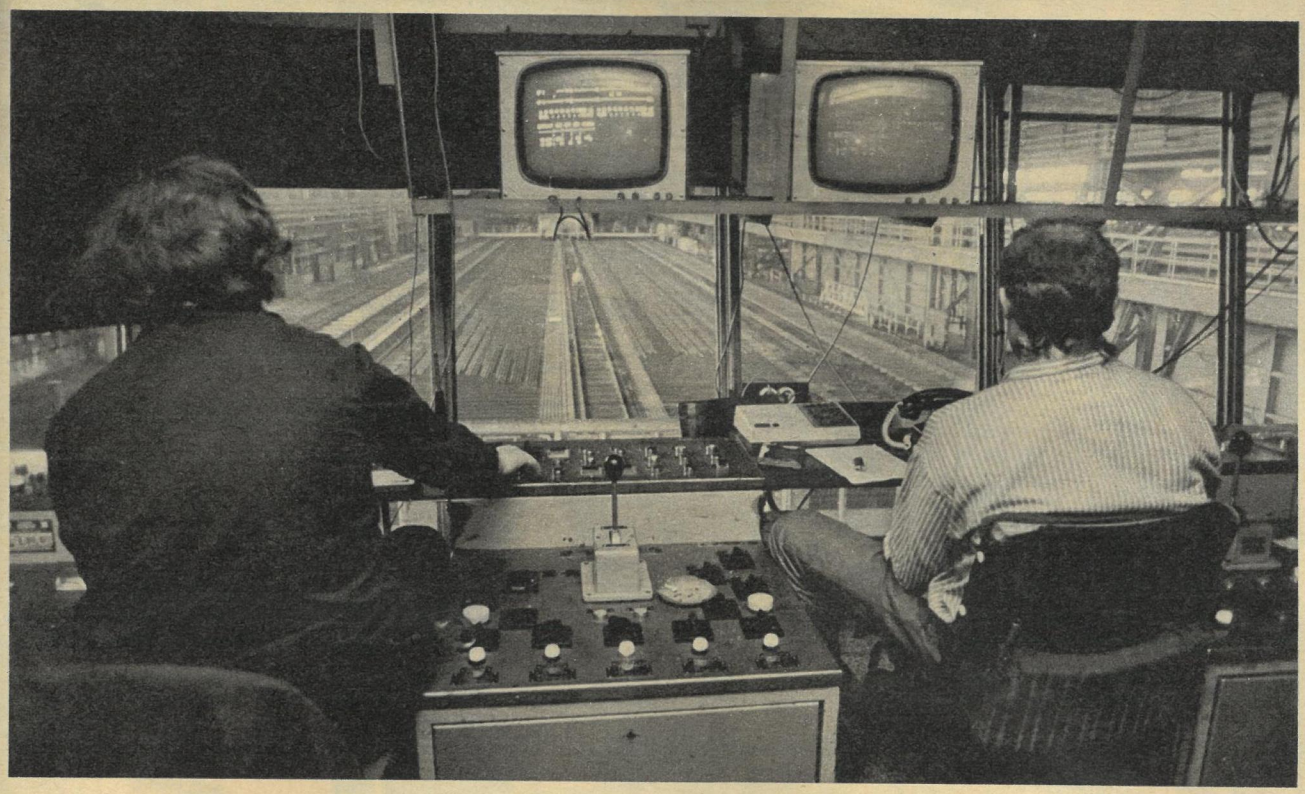


belts Internationaler Abteilung arbeiten), kennt sich aus im Walzwerk, ist vertraut mit jedem seiner Gruppe. Dank seiner Übersetzer-Hilfe fragen wir diesen und jenen. Die Inhalte der Antworten gleichen sich: Alter – um die Zwanzig; Vorbildung – Metallurgie-Technikum, auch schon zeitweiliges Praktikum; Heimatort – zumeist Burgas. „Und was gibt Ihnen das Training?" – „Viel! Es ist hier fast alles so wie an unserem künftigen Arbeitsplatz..."

Zwischen Kühlbett und Adjustage sind wir über eine Freitreppe zur Steuerbühne, geräumig wie ein Zwei-Raum-Bungalow, hinaufgestiegen. Monitore, Schaltpulte, Hebel und Knöpfe. Davor sitzen, die Blicke konzentriert auf Kühlbett und Walzstraße gerichtet, Torsten Langner, mit dreißig Jahren als Walzwerker schon erfahren, sowie sein bulgarischer Kollege Alexander Markow, sieben Jahre jünger. Seit vorigem Dezember ist Alexander hier, vordem hatte er bereits in Bulgariens größtem Hüttenzentrum Kremikowzi (bei Sofia) einige Zeit gearbeitet. Die Handbewegungen der beiden Männer an Hebeln und Knöpfen wirken wie synchronisiert, und das ist der Zweck der Übung: beim Walzen im Walzer-Takt.

Alexander schaut aufs Kühlbett, über das kreischend lange Flachstahlstäbe rollen – im 20-Meter/Sekunden-Tempo. Und während er den Hennigsdorfer „Stahlfluß" dirigiert, hat er quasi schon Ausschnitte des Debelter Werkes vor Augen. Dort wird er, vom kommenden Januar an, auf gleicher Steuerbühne sitzen, analoge Handgriffe verrichten, die Rollgänge steuern, den Stahl lenken: Feinstahl hoher Qualität, den Maschinenbau und Bauwesen seiner Heimat dringend brauchen...

Helmuth Pelzer (Text)
Lothar Willmann (Fotos)



Im nächsten Heft:

Wer kennt denn schon Frauenstein?
Großaufnahme einer kleinen Stadt im Erzgebirge.

Die Backofentour
Mit ansteigender Hitze fahren unsere China-Reisenden auf dem Changjiang ihrer nächsten Station Wuhan entgegen und suchen fortgesetzt ihre Eindrücke zu vertiefen.

Foto: Detlev Steinberg

Fototermin mit Saizew
Die neuen Festkleider des Moskauer Modeschöpfers und eine Wiederentdeckung der Folklore.

Die Helden von Rom
Noch liegt der Schleier des Unwissens über den bevorstehenden Wettkämpfen der Leichtathletik-Weltmeisterschaften. Favoriten können unterliegen und Außenseiter triumphieren – darin besteht schließlich der Reiz des Sports. Ein erster FREIE WELT-Bericht.

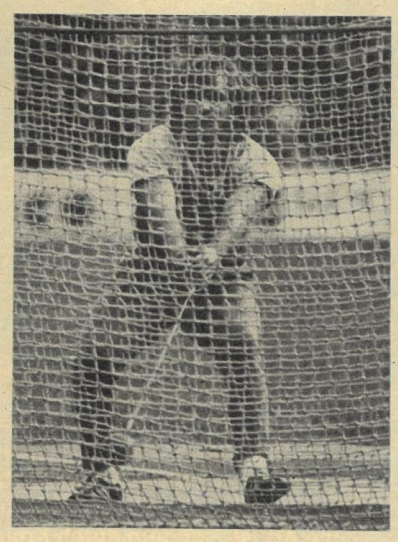


Foto: Werner Schulze

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

Unsere Frage

Beim Essen von wenig gesüßtem Rhabarberkompott spürt man eine eigenartige Rauhigkeit der Zahnoberflächen; auf welche Substanz ist diese Wirkung zurückzuführen?

a) Oxalsäure –
b) Kalziumkarbonat –
c) Fruchtzucker?

Ihre Antwort bitte auf einer Postkarte mit der Marke „Botanik 2“ bis zum 9. September an die Redaktion FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056. Unter den Einsendern der richtigen Antwort verlosen wir je einen Gewinn zu 100 Mark und zu 75 Mark sowie drei Gewinne zu je 50 Mark. – Die Auflösung mit den Namen der Gewinner finden Sie in unserer Ausgabe 20/1987.

U n t e n : Tienschan-Gebirge, Kungei-Alatau, in der Umgebung des Issyk-Kul

Sibirischer Rhabarber

In den zentralasiatischen Gebirgen trifft man im Frühsommer nicht selten auf Hirtenjungen, die fleischigrötliche Pflanzenstengel kauen. Ihre „saure Miene“ läßt sofort an Rhabarber denken. Tatsächlich stammen die Ahnen unseres Speise-Rhabarbers aus den Bergen dieser Weltgegend. Sie wachsen bis weit über die Baumgrenze hinauf an feuchten Orten mit tiefgründigen Böden. Von hier aus besiedelte die Gattung Rhabarber das gesamte gemäßigte Asien bis nach Südrußland und Syrien. Die genaue Herkunft unseres Rhabarbers läßt sich nicht mehr feststellen, da er keine ursprüngliche Art ist, sondern durch Kreuzung mehrerer Wildformen entstand. Ebenfalls auf Vermutungen angewiesen sind wir bei der Deutung des ins Deutsche übernommenen Namens. Möglicherweise leitet er sich ab von *Rha* oder *Rawa*, der alten Bezeichnung der Wolga. Schon zu den Frühzeiten menschlicher Geschichte wurden die kräftigen Wurzeln aus dem Wolgaland nach Europa verschickt; einige Rhabarberarten waren bereits im Altertum bekannte Heilpflanzen, neben dem Sibirischen Rhabarber *(Rheum rhaponticum)* aus Südsibirien, dem Altai und Daurien vor allem der Tangutische Rhabarber *(R. palmatum)* und dessen Varietäten.

Lange Zeit verwendete man in den Ländern Europas nur die aus Zentralasien eingeführten Wurzeln, heute werden die als Heilpflanzen bedeutsamen Formen auch bei uns angebaut.

Einige Rhabarberarten (wie *R. palmatum*) werden über 2,5 m hoch und haben Blätter, die einen Meter im Durchmesser erreichen. Für Bergwanderer immer ein Erlebnis, fern der Heimat auf ein vertrautes Gewächs zu stoßen. In der Sonnenglut Zentralasiens bilden die saftig-sauren Stengel eine willkommene Erfrischung.

Fotos: Dr. K. Manske, Text: Dr. M. Freude